P. o. germ.
236m

Cölestina.

Ein
Weihgeschenk
für
Frauen und Jungfrauen.

Aschaffenburg,
bei Theodor Pergay.

P.o.germ. 236m
Coelestina.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

12

<36619840920016 S

<36619840920016

Bayer. Staatsbibliothek

W. Kesselbach sculp.

DAS GELÜBDE.

Carlsruhe, Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.
London, R. Schloss, 109, Strand.

CÖLESTINA
Ein Weihgeschenk
für
FRAUEN
und
JUNGFRAUEN
ASCHAFFENBURG
bei Theodor Pergay.
1837

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Cölestina.

Ein Weihgeschenk
für
Frauen und Jungfrauen.

Mit 4 Kupfern.

Aschaffenburg,
bei Theodor Pergay.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der Gedanke zur Herausgabe dieses Weihgeschenkes wurde zunächst durch das Bedürfniß veranlaßt, ein Taschenbuch zu besitzen, welches Frauen, Töchtern und Schwestern ohne Besorgniß in die Hände gegeben werden könne, daß die Phantasie der Lesenden befleckt und ihr Gemüth zerrüttet werde. Durch das Zuthun verehrter Freunde wurde der Anfangs sehr beschränkt angelegte Plan erweitert und unserer Cölestina eine viel höhere Aufgabe gestellt; sie soll, wie ihr Name andeutet, Blüthen der himmlischen Poesie im Gegensatze zur irdischen spenden. Das Gemeine und Nichtige wurde oft und lange genug besungen. Oder wie, sind Ausschweifungen, sind Hohn und Spott allein poetisch und gibt es für die kämpfende und leidende Seele keine andere Lösung ihres Schmerzes als die Verzweiflung? Nur das Gemüth, das im Schmutze des irdischen Daseins untergeht, wäre anziehend, nicht aber das reine, sittige, anmuthsvolle, das seine zarten Empfindungen in melodischen Lauten aushaucht oder in beseligender Liebe auslebt? Die leeren und todten Mythen des Heidenthums wären dichterisch, und die ewigen Mysterien des lebendigen und ewigfrischen Christenthums wären es nicht?

Daß der vorliegende Jahrgang unserer »Cölestina« der Idee, die uns vorschwebt, noch wenig entspreche, fühlt Niemand tiefer als der Herausgeber selbst; es rührt diese Unvollkommenheit theils von den Umständen, unter welchen das Werk entstand, theils von den Schwierigkeiten, mit denen jedes neue Unternehmen zu kämpfen hat, theils endlich von der Größe der Aufgabe her, die wir uns stellten. Wir rechnen jedoch darauf, unter der liederreichen Jugend des deutschen Vaterlandes Anklang und in den Herzen der Frauen ein Echo zu finden, das uns erlaubt, im kommenden Jahre auch für eine entsprechendere Ausstattung von Seite der bildenden Kunst zu sorgen. Beiträge zu dem nächsten Jahrgange dieses Taschenbuches werden uns, wenn sie der Tendenz desselben entsprechen, sehr willkommen sein; sie können an den Verleger, »Hrn. Theodor Pergay, Buch- und Kunsthändler in Aschaffenburg«, eingesendet werden, die Sendungen müssen jedoch postfrei und vor Ende Januar 1837 eintreffen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Ueber das Verhältniß der neueren Poesie der Deutschen zur Religion. Ein Fragment, von Wilhelm von Schütz 1

Maria. Von Philipp Gerbet. A. d. Franz. 38

Donna Teresa de Cepede. Eine Biographie 90

Meine Wanderung nach der Trappisten-Abtei Mellerai. Von Eduard Richer 133

Ein Brief von Zacharias Werner an einen seiner Jugendfreunde 178

Zwei Tage am Fuße der Pyrenäen. Aus dem Erinnerungsbuche eines Reisenden. Von J. B. von Pfeilschifter 209

Gedichte.

Agnes

Der Advent 249

Epheu und Eiche 265

Ernestine

Das Christgeschenk 205

Sylvester-Abend 251

Guido.

Der Mutter Winterabendlied 267

Seite

Henner, Georg
Der bekümmerten Seele Trost 189
Des Christen dreifache Geburt 200
Das am Charfreitage erleuchtete Kreuz 201
Das Leben . . . . —
Tod 202
Der Erdenfriede 203
Die Gnade . . . . —
Gold und Armuth 204
Der Quell der Kraft 205
Trost 245
Die stärkste Mauer 260

Jakob
Maria auf dem Todeshügel 83

Johannes
Die Frage und ihre Lösung 35

Luise
Romanze 265

Maltitz, Baron Franz von
Die Kirche der Templer 86
Beim Begräbniß einer jungen Nonne im Kloster Lichtenthal 128
An Rom 237
Die stille Magd 252
Am Meere 255

Michelis, Eduard
Sehnsucht der Braut Jesu 125
Die Kirche 234
Ignaz von Loyola 239
Franz von Xavier 241
Paraguay 242

Seite

Michelis, Eduard
Stockkämpen 244
Der Seele Flug 247
Die Insel der Seligen 271
Feierabend 272

Passy, Anton
Schillers Glossirer 257
Der Stock am Eisen 258

Schlegel, Friedrich von
Sieg und Kampf der leidenden Seele 35

Schütz, Wilhelm von
Erndtehymnus 187
Gottesliebe . . . . —
Sündenstand 188
Neue Sühne . . . . —
Der Geist Gottes 190
Strafworte . . . . —
Worte der Stärkung 191
Das Leben in der Kirche 235

Smets, Wilhelm
Der Mutter Weihnacht. Nach Geramb 268
An Sie. Nach Lamartine 253
Erhebung 254
Täuschung 255

Werner, Zacharias
Die drei Bitten 176
Landpfleger Felix 177

Berichtigung einiger sinnstörender Druckfehler.

S. 2. Z. 13 v. u. lies der anstatt den; S. 18. Z. 1 v. u. Unform anst. Urform; S. 81 Z. 10 v. o. Saum anst. Rand; S. 90 Z. 6 v. o. bittern anst. bittere; S. 122 Z. 4 und Z. 1 v. u. Crashaw anst. Craschaw: S. 123 Z. 5 v. u. thy anst. my; S. 125 Z. 11 v. u. nimmer anst. immer; S. 143 Z. 7 v. u. Christi anst. Chisti; S. 36 ist der 2te Vers zu streichen. — Andere Druckfehler, die der Aufmerksamkeit des Correctors entgingen, wird der nachsichtsvolle Leser selbst verbessern.

Erklärung der Kupfer.

1. Das Titelkupfer, „das Gelübde“, findet seine Erklärung in dem sinnigen Gedichte des Hrn. Baron von Maltitz, „die stille Magd“, S. 252. Wir sehen die Tochter mit gebrochenem Herzen im Schooße der Mutter ruhen, die, obgleich selbst die Spuren des tiefsten Kummers an sich tragend, ihr vom Schmerz geknicktes Kind im Hinblick auf die ewige Liebe zu trösten und aufzurichten trachtet.

2. Das Bild der h. Theresia wird als Zugabe zu der Biographie dieser außerordentlichen Erscheinung den Leserinnen um so willkommner sein, als das Reine und Anmuthsvolle dieser himmlischen Seele vom Künstler mit ungemeiner Wahrheit dargestellt ist.

3. „Die Betende“ verdanken wir der Freundschaft eines jungen Dilettanten. Diese liebliche Composition wird man als eine Zierde dieses Buches betrachten, da der Grabstichel die trauliche Abendbeleuchtung sehr glücklich wiedergab.

4. Das vierte Blatt „der erste Kummer“, verdankt seine Aufnahme dem an sich verdrießlichen Umstande, daß eine für unser Taschenbuch bestimmte Platte nicht unsern Wünschen entsprechend ausfiel. Wir wählten nun dies zarte und naive Bildchen, welches das Gemüth gar lieblich anspricht, zum Theil auch darum, weil es vom Künstler mit besonderer Liebe behandelt wurde und sich über die Masse der gewöhnlichen Almanachsbilder vortheilhaft erhebt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ueber das Verhältniſs der neueren Poeſie der Deutſchen zur Religion.

Ein Fragment aus der Einleitung zu einer Dramatiſirung des Hohenſtaufiſchen Kampfes,

von

Wilhelm von Schütz.

Das letzte Stadium des verfloſſenen und das erſte des neuen Jahrhunderts iſt zum wichtigen Wendepunkt in der deutſchen Poeſie geworden. Ein dichteriſcher Geiſt fing damals an in unſerm Vaterlande aufzulodern, an dem ſich zu weiden auch andere Völker nicht verſchmähten; zur Nachahmung deutſcher Dichtkunſt haben ſeitdem ſich Nationen entſchloſſen, denen wir in der Poeſie für Barbaren gegolten hatten. Wo jetzt im Abendlande gedichtet wird, zeigt ſich eine Verwandtſchaft mit jenem auf Germaniens Fluren erwachten Geiſte. Dieß merkwürdige Ereigniß hätte unmöglich eintreten und am wenigſten die zuletzt erwähnte Wirkung veranlaſſen können, wenn nicht jener Dichtergeiſt, welchen man als das Eigenthümliche der ſogenannten neuen Schule zu bezeichnen pflegt, gleich anfangs mit der Religion und mit dem Chriſtenthum

in Berührung getreten wäre, und immer entschiedener Beides zu seiner Grundlage gemacht hätte.

Freilich mußten Sänger vorangegangen sein, wie jene, welche Deutschland in voller Blüthe sah, als die ersten Weisen der neuen Schule ertönten. Und weil man sich einmal daran gewöhnt hat, als deren Helden Göthe und Schiller zu nennen; so will auch ich, mit Uebergehung aller andern, nur diese beiden hier aufführen.

Schillers Richtung war, um nicht zu sagen irreligiös, wenigstens antikatholisch; das ist sie auch stets geblieben. Der scheinbare Enthusiasmus für das Katholische, welcher in mehreren seiner späteren Werke glänzt, ist und bleibt äußerlich. Er gleicht dem Farbenspiel einer durch Zufall katholisch von außen angestrahlten Phantasie, die, gegen eine ursprünglich ganz anders geartete Sinnesweise sich brechend, den letzteren wahren, nicht bloß abweichenden, sondern sogar widersprechenden Charakter nur zu oft durchscheinen läßt. Ohnehin war es ja auch, streng genommen, erst die neue Schule, von welcher der Dichter des »Wallenstein« gelernt hat, Rom, die Kirche, ja das Christenthum selbst in einem anderen Lichte zu erblicken wie jenes, worin er sein Trauerspiel »Don Carlos« gestellt. Nur das Aeußere der Sache hat er gesehen; das eigentliche Wesen des katholischen Christenthums ist ihm in dem eigenen Innern selbst niemals lebendig geworden.

Anders verhält es sich mit Göthe, dem sehr frühe Stanzen glückten, die vielleicht ein katholischer Dichter hätte singen können. Die Natur dieses merkwürdigen Mannes war nicht

ohne heimliche Sympathie zum Katholizismus. Aber irgend etwas muß ihm eine äußere Aversion gegen gewisse kirchliche Elemente zugeführt haben, was seinen Geist fortwährend zwischen Hinneigung und Abstoßung schweben ließ. Nichts brachte ihn mehr in Harnisch, wie der Fanatismus, von dem er sich ein eigenes Bild gezeichnet haben muß. Wahrscheinlich aus mangelnder Sachkenntniß oder aus Unfähigkeit, sich in das Innere der Sache hinein zu versetzen, wollte er die Merkmale des Fanatismus nur innerhalb der katholischen Region antreffen. Theils um sich zu beruhigen, theils um dieß Problem abzuthun für immer, scheint er bei sich festgesetzt zu haben, daß nur die Priester die Urheber alles Fanatismus wären. Dadurch zerfiel dieser treffliche Geist mit sich selbst; und er wurde, dem Katholizismus an sich zugethan, um des Priesterthumes willen dessen Widersacher.

Aber selbst in dieser Eigenheit blieb Göthe mild und edel. Schiller kann die Priester nicht schwarz genug malen, nicht arg genug karrikiren; Göthe behandelt sie wie wohlwollende Verblendete, die verlernt haben Maaß zu halten, denen übertreibender Eifer zur Natur geworden, und gegen die er nur zu leicht in den übereiltesten Zorn ausbrach, während er der Grundlage des Katholizismus, wovon er — leider irrig und mit Unrecht — die Kirche unterschied, im Innersten seines Herzens wohlwollte. Seine Schriften allein legen dieß nicht ganz an den Tag; aber mündliche Aeußerungen dürfen ihnen zum ergänzenden Commentar dienen. Wenn er es schwer fand, die Fülle des Ingrimmes zu verbergen, welcher gegen einen Hohenlohe in ihm wallte; so schien es ihm doch Freude zu

machen und sogar Bedürfniß zu sein, darzulegen, wie gut ihm der heilsame Kern des Katholizismus bekannt, und wie sehr es überflüssig sei, darüber ihn aufklären zu wollen.

Wenn drei seiner Aeußerungen auch dadurch merkwürdig sind, daß sie eigens bedeutsam sich beziehen auf Kunst, Leben und Kirche, sollte dann nicht erlaubt sein, ihrer hier zu gedenken, um eine später zu versuchende Betrachtung über sein Drama »Faust« dadurch vorzubereiten?

Dem deutschen Kunstcharakter, wie sich dieser nach der Reformation in der Malerei ausdrückte, war Göthe nicht sonderlich zugethan, und Albrecht Dürer nicht sein Liebling. Nur bis zu dieser Zeit schien ihm alles Süße, alles Hoffnungsreiche, alles Tröstende und Beseligende in den Gemälden zu leben und zu athmen, alles Verkündigung des Himmelreichs zu sein. Erst nach der Reformation sah er das Qualvolle, Trostlose, gleichsam das Böse selbst in den Gemälden mitwalten und auch sogar in ihnen an der Stelle des Glaubens den Zweifel durchscheinen.

Als das Leben selbst sich wieder einen festen Grund suchte und ihn in der Constitutionsmacherei finden wollte, da entfuhren ihm die unsterblichen Worte: »daß, wer Grund zu legen und herzustellen bezwecke, vor allen Dingen sich mit der Möglichkeit zu beschäftigen habe, die Pietät des christlich frommen Ackerbaues zurückzuführen.«

Sogar über das Wohlthätige der geistlichen Verwaltung entlockte ihm einmal der Zufall die innerste Ueberzeugung des Herzens, wie er mit ruhigem Bewußtsein wohl schwerlich sie

geäußert hätte. Ein zu Marienbad ihn besuchender Canonikus pries die Intention des Gouvernements, das Bad dem Stifte zu entziehen und es als Medizinalanstalt nach richtigen Prinzipien zu organisiren. Ganz nach Gebühr ward diese einem Priester unziemliche, weltlichmoderne, alles Recht verletzende Ansicht gezüchtigt.

Aber dieser lebende Katholizismus im Naturell Göthe's tritt aus seinen Dichtungen, namentlich den dramatischen, nur selten hervor, und so bleibt es denn wahr, daß bis zum Auftauchen der neuen Schule die deutsche Poesie, gleich der französischen und englischen — nur die ältere italienische, spanische und portugiesische machen eine Ausnahme — der Religion, jener Hauptunterlage aller antiken Dichtung, als Basis gänzlich entbehrte. Erst der Gesang der neuen Schule fing an, sich in den Strahlen derselben zu sonnen *).

Auch hier sind als Repräsentanten, weil Z. Werner erst später auftrat, nur die beiden Schlegel und Tieck zu nennen und kurz zu charakterisiren, als Stifter oder Förderer einer neuen, sich im Gegensatz zur klassischen, die romantische nennenden Poesie.

Wenn es eine oft wiederholte Bemerkung ist, daß mit der heftigsten Leidenschaftlichkeit da gestritten wird, wo dem ent-

---

*) Es darf nicht übersehen werden, daß dieselbe Richtung fast gleichzeitig auch in Frankreich hervortrat; Chateaubriand's Genie du Christianisme und seine Martyrs erschienen bekanntlich in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts.

Der Herausgeber.

flammten Eifer unklare Begriffe unterliegen; so findet sie sich auch jetzt durch die Lebhaftigkeit des Kampfes bestätigt, welcher in dem überall leidenschaftlichen Frankreich zwischen den Freunden der klassischen und der romantischen Poesie ausgebrochen ist. Freilich mag eine sichere, das wahre Wesen der Sache durchdringende und heraushebende Vorstellung vom Romantischen noch überhaupt mangeln; unsere Nachbarn jenseits des Rheins aber sind gewißlich am weitesten von derselben entfernt. Bis jetzt gleicht das Wort Romantik einer bloßen Chiffer, welche an das erinnert, was darunter gemeint wird; allein der Meinung selbst mangelt es noch an gehöriger Klarheit. Und wenn Kunst und Poesie, oder das, was man die schöne Literatur zu nennen pflegte, nicht ganz untergehen sollen, so gehören Untersuchungen über die Natur und den Charakter des Romantischen zu den Bedürfnissen der Zeit, um so mehr, als unter den Romantikern, wenn diese auch fühlen, daß ein katholisches Element zur Signatur ihrer Poesie gehören wolle, dennoch einige Individuen die Nothwendigkeit desselben gern in Zweifel ziehen möchten.

Um hier mich ganz in der Kürze darüber zu äussern, so würde ich das Charakteristische darin setzen, daß der Romantik ein noch nicht völlig gereinigter, ja wohl gar ein unreiner Katholizismus als Kunstelement zum Grunde liege. Freilich fordert diese Andeutung eine nähere Erklärung, ja einen ausführlichen Commentar; allein daß sie wirklich auf den entscheidenden Moment hingerichtet ist, ergibt sich schon, wenn man der Periode in der Geschichte gedenkt, welche der Romantik das Entstehen gegeben. Es war die Epoche, während der die

klassische Literatur heidnischer Völker angefangen hatte einzutreten in das abendländische Leben und Wesen, welches die Kirche im christlichkatholischen Sinn zu bilden und zu entwickeln bezweckte. Die Neigung, jene beiden Elemente zu amalgamiren, verbreitete sich damals über alle Kreise. Nicht bloß das Leben, nicht bloß die Wissenschaft, nicht bloß die Kunst, auch sogar die Sprache sollte die Wirkung davon empfinden. Wer weiß nicht, daß der romanische Dialect in einer Mischung des ursprünglich nationalen und des lateinischen Idiom besteht? —

Wie faßten nun wohl die vorgenannten drei Dichter den Geist der Romantik auf? — Jeder in eigenthümlicher Weise, aber doch so, daß alle drei eine schöne Harmonie bilden. August Wilhelm von Schlegel verdient aus mehreren Gründen zuerst in Erinnerung zu kommen. Jetzt sind wir darüber belehrt, daß von allen dreien ihm am wenigsten der Katholizismus inneres Bedürfniß war. Aber ihn zierte eine so reine, ja reinliche Natur, eine solche innere Harmonie der Kräfte, ein solcher Sinn für das Ebenmaas und eine solche besonnene Mäßigung im Schaffen und im Urtheilen, als Bildner und als Kritiker, wie sie nicht leicht bei einem Genossen der Künste und Wissenschaften angetroffen werden. Alles sondert sich bei ihm in klare, wohlgeordnete, Ebenmaas verrathende Gruppen auseinander, beim Dichten, Urtheilen und Denken. Wenn es nicht seine Sache ist, in die tiefsten Tiefen der Probleme einzudringen, so verwirrt er dafür auch keins derselben. Und sein Sinn für jenes Aeußere, welches man Oberfläche oder Form und Verhältniß nennen könnte, ist in

solchem Grade scharf, fein und richtig, daß er den Leser niemals in Unbehagen, sondern nur in Befriedigung versetzt, er dichte, forsche oder kritisire. Wenn für die moderne Welt, namentlich für das moderne Deutschland, wo die Richtung zur universellen Bildung einmal vorherrschend geworden, der Begriff des Klassischen wirklich Realität sollte erlangen können, dann ist solches bei diesem liebenswürdigen Geist geschehen. Aus seinen Werken tritt uns wahrhaft jene höhere Klassicität entgegen, die, frei von Pedantismus, mehr ist als todtes Befolgen einer mangelhaft aus den Werken der schönen Literatur des Alterthums abstrahirten Regel, wodurch der Geist nur getödtet wird, vielmehr erhebt sie sich bei Schlegel zur befriedigendsten Aeußerung des reinsten und freiesten Sinnes für Harmonie und Schicklichkeit, so sehr aller Engherzigkeit fern bleibend, daß für ihn es ganz gleich bleibt, ob er dichte im Sinne der Antike, oder der Romantik, oder der mittelalterlichen Deutschheit, oder der indischen Wunderbarkeit, und ein ächt klassischer Geist jedes seiner Werke ziert.

Eine merkwürdige Frucht dieser preiswerthen Dichtertugend ist es aber, daß der Sinn unseres Landsmannes, während er überall liebend auf der Oberfläche der Dinge weilet, und daran sich erfreut, und dort Begeisterung schöpft, nie ganz ungetränkt bleibt vom Nektar jener heiligen und göttlichen Wahrheit, die nur im Innern, nur in der geheimen Tiefe der Dinge quillt, folglich auch seine Lieder nicht leicht jenes Innere und dessen wahren Geist verletzen oder entstellen werden. Daraus erklärt sich denn auch, daß, urtheilen wir bloß nach den vorliegenden Gesängen, als den Stanzen: »der Bund der Kirche

mit den Künsten,« oder den Sonetten auf Gemälde aus der Geschichte des Herrn, wir Melodien hören, die auch zur Harfe eines Tasso, Petrarka oder Dante, ich meine damit eines katholisch geborenen, ächt gläubigen Dichters, hätten tönen können. Was Schlegel einmal im katholischen Geist gedichtet hat, das enthält diesen letzteren auch in seiner vollen Reinheit, und wohl sogar noch ungetrübter wie bei den eben genannten drei großen katholischen Dichtern, so weit deren Werke das Element der Mischung bereits in sich tragen. Denn so wogen bei Dante schon die Fluthen der Katholizität mit denen einer fremdartigen Speculation durcheinander. Petrarka ist zu sehr gefesselt durch den Liebreiz gewisser heidnischer Mythen, um sie nicht als Allegorien der christlichen Symbolik zur Seite zu stellen. Tasso aber, mag er auch den Sieg des Christenthums über den Mohamedanismus besingen, läßt doch gar zu gern die orientalische Farbenpracht durch das reine Licht des christlichen Geistes hindurchstrahlen. Schlegels eben bezeichnete Gedichte hingegen athmen, obgleich sie freilich nur bei dem Aeußeren verweilen, dafür auch einen poetisch ganz lauteren Katholizismus.

Tieck konnte durch seine größere dramatische Arbeiten, zuerst durch »Prinz Zerbino«, dann noch weit mehr und weit ausdrücklicher durch die »heilige Genoveva« die Meinung veranlassen, daß das Katholische das Hauptelement werden dürfte in seiner Poesie, die solches mehr wie der Form, dem inneren Wesen nach, und zwar dessen mystische Seite, auffassen zu wollen schien. Aber die katholische Begeisterung hat ihn verlassen, und wir dürften nun erst im Stande sein, den wah-

ren Charakter seiner Poesie richtig zu beurtheilen. War sie auch aus einer Begeisterung entsprungen, welche zunächst die Phantasie ergriffen hatte; so waltete doch gleich anfangs in ihr über der katholischen die romantische Richtung vor. Die Zahl der zur katholischen Poesie sich neigenden Dichter ist im Allgemeinen nur klein. Selbst Italien kann deren nur einige aufstellen; am reichsten daran bleibt jedenfalls Spanien. Nothwendig muß dieser Gesang dem Geiste des Katholizismus entsprechen, und gerade letzterem widerstrebt alles, was aus dem Gegensatze hervorgehet, auf das Bestimmteste. Denn katholisch nennen wir jene Allgemeinheit, die (verschieden vom Universalismus) durch den Mangel oder durch das Verschwinden der Theilung und des Gegensatzes zu Stande kömmt, also dadurch mit der Ureinheit, oder mit der ursprünglichen Einheit, in Verbindung tritt. Drum wird ein Dichter, welcher das Nebeneinander- oder Gegeneinanderwirken zweier Elemente braucht, wenn deren eines das katholische ist, immer nur als romantischer zu betrachten sein. Tieck aber nährt entschiedene Vorliebe für ein Simultaneum in jeder Dichtung, bald des Tragischen und Komischen, bald des Poetischen und Prosaischen, bald des Geistigen und des Sinnlichen; in ähnlicher Weise also auch für den fortagirenden Gegensatz eines katholischen Enthusiasmus und einer protestantischen Nüchternheit oder Prosa. Diesen letzteren poetischen Gegensatz hat er bereits seit einiger Zeit aufgegeben und einen Stellvertreter dafür im Protestantismus selbst gefunden, so weit er auch diesen letzteren doppelt darstellt, d. h., so weit er einem verfehlten, nüchternen und trocknen, gleichsam gemeinen Alltagspro-

testantismus das Prinzip eines anderen, jene protestantische Bornirtheit bekämpfenden, höheren und lebendigern Protestantismus zur Seite oder gegenüberstellen zu dürfen glaubt. Dadurch hat er die katholische Poesie unbedingt, aber auch die romantische sogar bedingt, verlassen und sich dem mehr modernen so wie romantischen Prinzip des Zeitgeistes angeschlossen.

Eine noch andere Richtung nahm die poetische Natur und Entwickelung des jüngeren Schlegel. Wenn Tieck den poetischen Gegensatz, welchen das leere Moderne zur katholischen Flamme darstellte, nicht gänzlich verwarf, sich vielmehr sogar daran belustigte und ihn als komisches Element verwendete; so fand Friedrich Schlegel von Hause aus nichtig und verwerflich alles, was das Gepräge der Modernität trug. Das Alterthum der Griechen und Römer war sein entschiedenes Vorbild gewesen. Aber so manches — einige Dichtungen Tiecks gehörten mit dazu, und wurden auch unterstützt durch den klassisch-sinnigen Geist, in welchem der Bruder die ersten Sterne am Himmel der romantischen Poesie des Südens, Italiens und Spaniens, aufgefaßt hatte — wirkte dahin, daß sich ihm auch für das Romantische der Sinn öffnen zu wollen anfing; und so ward seine dem Antiken zugewendete Richtung unerwartet gekreuzt. Er verließ die Alten und verlor sich bei den südlichen Dichtern der romantischen Periode. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses rastlosen Mannes gehörte jene Ungeduld des Geistes, welche die Früchte und Resultate des einmal für gut erkannten Strebens weder in der Zeit noch bei den Individuen, also auch bei sich selbst nicht schnell genug gereift sehen konnte. Es abzuwarten, bis die Wirkun-

gen des romantischen Geistes lang und langsam auch über ihn kommen würden, das war nicht seine Art. Er wollte so schnell wie möglich sich des Kernes und Markes davon bemächtigen, und vermuthete diese bei den Lyrikern, mit denen es hier sein eigenes Bewenden hatte. Man unterschied im Süden und Westen nicht allein Romanzen und Liedersammlungen (romancero und cancionero), sondern auch weiter die geistlichen, eigentlich theologischen, von den nicht theologischen Collectionen. Dem brennend nach Wahrheit suchenden Manne, weil er bei den Epikern und Dramatikern eine zu willkührliche Mischung von Wahrheit und Dichtung besorgte, wurden jene Sammlungen zur Hauptlectüre und bestimmten den Charakter seiner ersten poetischen Ergüße. Wenn er vorher schon durch Nachbildung sich in den mehr plastischen Formen der antiken Kunst versucht hatte; so fing nun das musikalische Element ihn zu entzücken an, welches in dieser Lyrik des Südens wehete. Er benützte, indem er zuerst selbstdichtend auftrat, deren Formen, um den Ergüssen eines tief bewegten Herzens Luft zu machen. Jedoch die Erinnerung an das Antike stellte sich nochmals bei ihm ein. So dichtete auch er ein Drama, welches seine Vorstellung vom Romantischen abzuspiegeln, und weil er überall auf das Innerste ging, das Prinzip der Chevallerie, welches damals so ungemeinen Applaus hauptsächlich in Deutschland gefunden hatte, wie seinem tiefsten Grunde nach so auch in seiner höchsten Glorie zu entfalten und dabei dessen mystische Universalität zur Sprache zu bringen bestimmt war. Jene Verbindung des Antiken und Geistlichen, worin wir jederzeit das Wesen des Romantischen zu suchen haben,

war nicht übersehen in diesem Drama, welches zur »Genoveva« von Tieck sich allerdings verhielt wie ein Studium zu einem wirklichen Gedicht, aber dafür auch als Studium vielleicht vollendeter war und das Nebeneinanderwalten zweier verschiedenartiger Prinzipe auch sogar in der Form auszudrücken versuchte. Mehrere Proben von Dramen romantischen Inhalts waren aufgestellt worden, sämmtlich aber in der Form auseinander gegangen, indem bald das Lyrische, bald das Epische eine unangemessene Ausdehnung darin gewinnen wollte. Friedrich Schlegel hielt das strenge Zusammenhalten und Conzentriren der Handlung auf gewisse nothwendig auseinander entspringende Momente für eben so unerläßlich, wie als tragischen Vers den Trimeter. Er hatte vielleicht sogar eine Art von Muster aufstellen wollen, wie weit man gehen dürfe in der Abweichung von der athenischen Tragödie und in der Annäherung an dieselbe. Wenn späterhin seine Poesie einen andern Flug nahm, indem sie sich immer mehr loszumachen suchte von dem romantischen Charakter, um den katholischen anzunehmen, welchen letzteren sie am meisten in dem schönen Gedichte »Noa's Morgenopfer« trägt; so ist es jetzt ein Moment anderer Art, für dessen Erörterung die letzte Betrachtung über das Trauerspiel »Alarcos« ersprießlich werden kann.

Stets war es Symptom irreligiösen Zeitgeistes, wenn zum Theater eine Neigung vorherrschte, welche durch die dramatische Vorstellung hauptsächlich nur in Spannung gesetzt sein will. Diesem Zustande der Verderbniß ging die moderne Welt raschen Schrittes zu der Zeit entgegen, welche die Dichter der neuen Schule auftreten sah, die selbst nicht verabsäumten, jene

Krankheit zu rügen und die Komödienschreiber, welche jenen Sinn nährten und anregten, zu strafen. Sie wollten aber auch zeigen, daß das Drama eine höhere Natur annehmen könne; Höheres und Lieblicheres gab es für sie nicht, wie den Geist der Romantik. Daher die Versuche, Dramen zu dichten, in denen wirklich Poesie, und zwar romantische, blühete. So entstanden herrliche dramatische Dichtungen, in denen aber bald das Lyrische, bald das Epische eine solche Ausdehnung gewann, daß allgemein die Vernachlässigung des Theaterbedürfnisses oder der Bühnenansprache hier beklagt, dort getadelt, durchweg aber deren Berücksichtigung gefordert ward. Beiden Genüge zu leisten, lag auch ganz in den Wünschen jener Romantiker, die mehr wie bloße Dramenschreiber, die echte Dichter waren. Dennoch konnten sie nicht erlangen, was sie so gern erreicht hätten. Dieß darf allerdings befremden, sobald man einen Blick auf die spanische Bühne und auf die feierlichen, ächt katholischen Dramen wirft, mit denen diese durch einen Calderon war beschenkt worden. Es ist noch nicht geglückt, dieß räthselhafte Verhältniß zu erklären; und dennoch läßt sich der Aufschluß finden. Der spanischen Bühne hatte sich früher kein modernes, kein dem Zeitgeist, kein dem Unglauben huldigendes, innerlich leeres, nur durch Spannung wirkendes, blos Schauspiel sein wollendes Drama bemächtigt. Indem hiermit die widerwärtige Schwierigkeit wegfiel, jenes blos anspannende Pseudodrama erst wegräumen und von der Bühne entfernen zu müssen — denn wer im alten Rom oder in Spanien blos Spannung verlangte, der besuchte die Arena oder das Stiergefecht — nahm deren Stelle zugleich

ein wesentlicher, gleichsam positiver Vortheil ein. Der spanischen Bühne erste Anfänge bestanden in Darstellungen, denen, mochten sie auch roh und einfach sein, doch ein religiöser und ein christlicher Bezug nie ganz gemangelt hatte. Die Entwickelung der dramatischen Kunst war also hier die Entwickelung der Kunst, Gegenstände, die dem christlichen Glauben und Ideenkreise angehörten, im christlichen Geiste und Lichte dramatisch zu entfalten. Je vollkommener diese Virtuosität sich ausbildete, um so mehr mußte die höhere Bedeutsamkeit jeder christlichen sogenannten Fabel in ihrer vollen religiösen Tiefe ergriffen werden. Aber heißt dieß nicht, ihre mystische Seite herausstellen? — Erinnern wir uns nun, daß die spanische Bühne niemals einem protestantischen Einfluß unterworfen gewesen, sondern bis Calderon immer nur im katholischen Geiste sich ausgebildet hat; so begreift es sich, wie die spanische Bühne geschmückt werden konnte mit Dramen, die zweier wichtigen Erfordernisse niemals ermangelten. Es war, weil die späteren reinen Intriguenstücke uns hier nicht kümmern, die Fabel selbst nicht nur eine echt christliche, sondern diese auch jedesmal so in Handlung gesetzt, daß dadurch die denselben inwohnende mystische Wahrheit und Bedeutsamkeit sich nur vollkommener herausstellte. Dann aber auch, weil es der eine und der nämliche Keim war und geblieben war, aus welchem sich in ungestörter, den Einflüssen eines und des nämlichen Geistes unterworfener Fortbildung das spanische Drama entwickelte, gewann es eine ihm so natürliche wie eigenthümliche, gar nicht mehr davon zu trennende Form, welche jeder bereits vorfand, und die jeder Zuschauer bereits erwartete, die

aber gleichzeitig dem Geiste entsprach, in welchem allein der katholische Dramatiker dichten wollte.

Alle diese Bedingungen fehlten den Bühnen der übrigen Nationen und am meisten dem Theater der Deutschen, welches mehr wie jedes andere durch die Reformation um alle religiösen und positiven Motive gekommen war. Das heißt denn eigentlich so viel, daß es alle echten Motive höherer Art verloren hatte, den Dichter aber nöthigte, sich die Motive jedesmal erst zu erkünsteln. Darf man sich nun wundern, wenn es nun entweder Hunger und Noth sind, oder gemeine Sinnlichkeit, oder überspannte Leidenschaftlichkeit, oder gezierter Edelmuth, oder Sätze aus der Moral und aufgeklärter Priesterhaß, welche als drängende und treibende Potenzen mitspielen, ja das Drama eigentlich in Gang bringen und mit Recht ihm jenen Vorwurf zuzogen, welchen ein bekanntes Xenion überaus treffend ausgesprochen hat? —

Vergegenwärtigen wir uns alle diese Verhältnisse; dann erklärt sich es leicht, weshalb es denjenigen unter den Romantikern, welchen entweder ihr Inneres sagte, oder die von der attischen Bühne gelernt hatten, daß ein Drama ohne religiösen Grund oder ohne religiöses Element ein Eunuch sei, weshalb es jenen Geistern, in denen echter Dichtersinn waltete, nicht glücken wollte, für ihre dramatischen Dichtungen die entsprechende Form zu finden. Es mag zwar Grund haben, was viele behaupten wollen, daß Tieck gewisser wesentlicher Eigenschaften des eigentlichen Bühnendichters ermangelt, in deren vollen Besitz sich der in den Motiven und Combinationen oft unglaublich schwache Schiller, und nächst ihm so mancher an=

dere minder poetische Dramenschreiber befindet, und daß von den Brüdern Schlegel der eine mehr als Epiker, der andere mehr als Lyriker denn als Dramatiker glänzte. Immer sind es diese Persönlichkeiten nicht allein, was die Erscheinung erkläret, wovon unter andern den Beweis Zacharias Werner liefert. Ihm fehlte nicht, was der Dramenschreiber braucht; er war der Komik wie der Tragik gewachsen, und Poesie kann ihm Niemand absprechen. Aber auch er wollte sich mit der Bühne nicht anders befassen, als sofern er ihr Dramen zuführen konnte, welche gleichzeitig Gedichte waren, als solche aber nicht bloße Undinen oder Elementarwesen, sondern eine lebendige Seele, die Seele der Religion, in sich trugen. So mußte auch Werner das Theater aufgeben, und das Theater ihn, um sich zu bevölkern, ganz als galvanisches Theater, mit allen grauenhaften Elementen des Todes, Gespenstern, Ahnungen, Schicksalsspuk, magnetischer Besessenheit, fixen Ideen, dämonischen Weissagungen, ja energumenischen Zuständen; kurz mit allem, wodurch es zu einem würdigen Proscenium der Hölle geworden.

Es lag also die Schwierigkeit wohl noch in etwas anderem, und um so mehr als es bekannt ist, daß unter den größeren Geistern des Vaterlandes viele, ja die meisten, die den Besuch der Theater für immer perhorescirt hatten, einen hohen Genuß darin fanden, die herrlichsten Blüthen der romantischen Dramatik gut vorgelesen zu hören. Die Hindernisse können aber nur darin gelegen haben, daß der vaterländischen Bühne jene beiden Elemente mangelten, deren Besitz sich bei Erwähnung des spanischen Theaters zu preisen Gelegenheit gefunden hatte. Man

möchte sagen, bei uns war die Scene eher da, wie die dramatische Poesie. Ein religiöses Drama hat Deutschland niemals gekannt, weil es vor der Reformation keine Bühnen gab. Erst später bildeten sich diese aus Nachahmung; und um national zu bleiben, räumte man sie Compositionen ein, wie Doktor Faust und alle jene Variationen dieser deutschen Grundfabel, in welchen der Teufel die Hauptmacht, gleichsam den Deus ex machina der attischen Bühne, darstellte. Aber damit ließ sich nicht weit reichen. Die Bretter waren einmal zusammengeschlagen, und nun ward ganz nach Zufall bald dieses bald jenes dramatische Produkt hineingeschoben, dem die innere Form, dem der wahre dramatische Typus gänzlich fehlte, welches einigen wenigen stets wiederkehrenden, ganz rohen Erfordernissen entsprach, sonst aber sich gern der Convenienz fügte, und nur einer einzigen unerläßlichen Ansprache gleichsam als Grundbedingung genügen mußte, antikatholisch zu sein.

So war denn von Ursprung an das deutsche Theater der Thespiswagen gewesen für dramatische, aus dem Elemente des Protestantismus zusammengesetzte Undinen, die Gestalt annahmen und wechselten fast nur nach den Forderungen oder Andeutungen der Coulissen; Wesen, denen die Seele fehlte, und die entweder die schlechte Gesellschaft der Gemeinheit und Trivialität suchten, oder die lüstern wurden nach Unzucht mit allem nur ersinnlichen gespenstischen und dämonischen Unfug. Diese Unholde erstlich von der Bühne zu entfernen, dann die Gelüste zu vertilgen, welche sie dem Zeitalter eingepflanzt hatten, endlich an die Stelle der durch sie in Gang gebrachten und zum Theil befestigten blos elementarischen Urform einen ächten

dramatischen, vom Wesen des katholischen Christenthumes beseelten und belebten Typus zu schaffen, diese drei, es wären die schwierigen Aufgaben gewesen, die der vorherigen Erledigung bedurft hätten, wenn die Hoffnung aufkommen sollte, daß Dramen, in dem Garten der dramatischen Poesie entsprossen, die vaterländische Bühne würden beziehen können.

Die Romantiker fühlten dieß wohl und ließen drum nicht sich irre machen, nicht sich verleiten, den Aufforderungen und Einladungen nachzugeben, daß sie doch sich fügen möchten den unabweislichen Ansprachen des einmal bestehenden Theaters. Daraus hat sich ein eigener Streit entsponnen. Göthe nämlich, in Verbindung mit Schiller, hat jene Forderung an die Romantiker unterstützt und ihnen erklärt, daß es zur dichterischen Virtuosität gehöre, als Dramatiker sich den Bedingungen des gegebenen Theaters anzuschließen und dramatische Compositionen zu liefern, die von der Bühne aus Wirkung hervorzubringen nicht verfehlen.

Ob diese Prätension sich darauf stützte, daß einige romantische Dramen Schiller's, wie die »Jungfrau von Orleans« und »Maria Stuart«, für dramatische Meisterwerke anerkannt worden sind, möchte ich ungern annehmen, weil ich, ihnen schöne Partien einräumend, im Ganzen sie unmöglich anzuerkennen vermag. Dann aber bleibt das Ansinnen um so befremdender, wenn man bedenkt, wie es Göthe selbst ergangen war, indem man die Erfahrung gemacht, daß zwei seiner Dramen, welche er geständlich keinesweges zum bloßen Lesen, sondern recht eigentlich für die Aufführung componirt hatte,

in dieser gänzlich versagten. Ich meine den »Groß-Kophta« und die »natürliche Tochter«, wenn nicht mehr noch, wie diese, seine Bearbeitung der deutschen Grundfabel vom Doctor Faust hier eine Erwähnung verdienen sollte, als unverkennbarer Versuch, dieser Fabel die protestantische Widerwärtigkeit zu nehmen und ihr die katholische Sühne mitzutheilen.

Die Sage von Doctor Faust ist entweder ein rohes, unvollendetes Fragment, ja ein bloßer Einfall, oder ein Mythus, der allem widerspricht, was in jeder Zone wie in jedem Zeitalter ist geglaubt und gelehrt worden, und was unläugbar dem von der Verführung der Schlange ausgehenden Dogma nicht blos eine antichristische, sondern auch antibiblische Wendung gibt, mithin grundfalsch oder eigentlich verworren und abstrus ist. Denn daß, wer sich dem Teufel verschreibt, auch vom Teufel geholt werde, versteht sich am Ende von selbst, und den wichtigen, einen Mangel und eine Lücke in der Sage lassenden Punkt bildet wohl die Frage, ob aus diesem letzteren Verhältniß jede Erlösung unmöglich sei?

Freilich stehet das Urtheil darüber keinem Individuum zu, sondern muß die Antwort aus andern Quellen fließen. Aber merkwürdig bleibt es, daß die Frage selbst den Dichter so frühe und so ernst beschäftigen konnte, merkwürdig auch, wie durch Sinnen über den Gegenstand sein Naturell sie entschied und wie dieses überhaupt die deutsche Sage aufgefaßt hatte. In der ersten Bearbeitung, dem Fragment, erregen unser Interesse eine gefallene Natur und ein gefallener Geist. Jene wird einem strengen Gericht unterworfen; aber die Vollzieherin ist

die Kirche, und deßhalb gewährt das Urtheil zugleich die Sühne. Mit dem gefallenen Geiste wußte entweder damals Göthe noch nicht so gut fertig zu werden, vielleicht weil er mit dem Katholizismus noch nicht vertraut genug geworden, oder seine Liebe zur Natur, sein Glaube an sie war annoch so voll, mächtig und wirksam, daß er dafür halten konnte, vermöchte Faust nur einmal wieder eines günstigen Moments theilhaft zu werden, welcher ihm die Natur abermals in ihrer alten Reinheit betrachten und das geistige Leben in und mit ihr erneuern ließe; so habe er auch wiederum den zur möglichen Erlösung führenden Pfad betreten. Wenn von dieser Wendung, welche das Fragment Faust nimmt, auch die Idee der Gnade nicht ausgeschlossen ist, so bleibt sie an sich doch immer eine mangelhafte. Sie hat am meisten Werth wohl dadurch, daß sie von der Intention des Dichters zeugt, der Sage die ihr anhaftende Herbigkeit und Unwahrheit zu nehmen. Aber ganz anders verhält es sich mit der späteren Bearbeitung; nehmen wir solche theils wie sie vorliegt, theils wie wir nun wissen, daß ihre weitere Ausführung den Dichter fortwährend beschäftigt hatte. Danach müssen wir annehmen, daß Göthe der ersten Andeutung, wonach der gefallene Geist eine Sühne und Erlösung immer noch zu erwarten hatte, treu geblieben war, allein die Möglichkeit verworfen habe, daß Faust solche von der Natur empfangen konnte, und ihm deren Wirkungen nur wollte zufließen lassen durch die Kirche.

Ob hierbei den Dichter die eigene Ueberzeugung geleitet habe, darauf kömmt es dießmal nicht an. Ich könnte sogar, oder ich will vielmehr das Gegentheil annehmen. Es soll der

Fall gewesen sein, daß Göthe blos zeigen wollte, wie, ohne Katholik zu sein, er recht wohl wisse, woran es der Sage vom Faust gebreche, und welchergestalt sie zu behandeln sei, um mit ihrer infernalen Herbigkeit auch ihre unchristliche Unwahrheit zu verlieren. Denn Göthe's Faust ist kein Dämon, sondern ein Mensch, dessen Geist zum Falle zu bringen der Kunst des eigentlichen bösen Geistes gelungen war. Mag dieß Verschreiben der Seele auch noch so arg erscheinen, in der Behandlung unsers Dichters erfolgt es nicht aus ursprünglicher Neigung zur ewigen Genossenschaft mit dem Teufel, sondern aus Verblendung, Uebereilung, Verführung. Casuistisch ausgedrückt wäre somit der eigentliche Inhalt der Frage dieser: ob dem innerlich noch guten, wenigstens noch nicht ganz zum Dämon gewordenen Menschen, wird ihm das Versprechen abgewonnen oder eigentlich abgelistet, in ewiger Gemeinschaft mit dem Bösen verharren zu wollen, keine Möglichkeit gelassen oder vergönnt sei, aus der Fessel dieser Zusage erlöset zu werden und den besseren Zustand wieder zu gewinnen? —

Merkwürdig bleibt es immer, daß die ganz protestantisch deutsche Fabel, wie sie vorliegt, jene Möglichkeit abschneidet, Göthe's Naturell aber dadurch sich verletzt fühlt, und er unablässig in seinem Innern mit diesem Thema beschäftigt, endlich dahin gelangt, daß im Wege der Naturwirkung Faust verloren sei, oder daß die Kraft der Natur ihn nicht mehr heilen könne, sondern es einer Gnadenwirkung bedürfe, und daß, um für deren Empfang würdig zu werden, er sich flüchten und wenden müsse zum Asyl der Kirche.

Es gehört zwar streng nicht hierher, ist jedoch interessant,

und darum will ich es kurz erwähnen, daß höchst wahrscheinlich Göthe das Individuum Faust wohl gleichzeitig als ein Symbol oder als den Repräsentanten der protestantischen Wissenschaft genommen hat, um auch die Frage mit zu berühren, in wie weit die Wissenschaft, hätte sie sich ganz abgeschworen von der Theologie und göttlichen Offenbarung, um nichts weiter zu besitzen wie Natur und Magie, aus diesem Abgrunde wieder errettet werden könne. Eine Vermuthung, die mehr wie ansprechend dadurch wird, daß Faust ja ein Gelehrter ist, der eben als solcher Gott verläßt, um sich mit dem Teufel zu verbinden.

Aber es ist hohe Zeit, daß der Faden angedeutet werde, mittelst dessen diese Betrachtungen über Göthe's Faust zusammenhängen mit der Erörterung der Gründe, aus welchen die Bühne des Vaterlandes solchen Dramen sich nicht öffnen wollte, in welchen die romantische Poesie eine lebendige Seele angenommen hatte.

Göthe als Beobachter dessen, was die neue Schule leistete und wie sie die Romantik nahm, konnte unmöglich sich verbergen, wie das wahre romantische Prinzip eigentlich der nicht gelöset werdende, sondern fortwährend unterhaltene Conflict der katholischen Kirche mit irgend einem Widersacher sei, ob diesen letzteren nun darstelle das Antike, oder ob der Islam oder ob der Protestantismus, oder das Moderne, oder was sonst. Die Sage vom Faust hatte sich Göthe's dergestalt bemeistert, daß sie gleichsam verwachsen war mit seinem Leben, dessen sämmtliche Regungen begleitend. Jene anderen vorer-

wähnten Conflicte waren ihm nur äußerlich, nur Erscheinung geblieben, der mit der Wissenschaft hatte sein eigenes Leben ergriffen. Immer merkwürdiger jedoch drang auf ihn die große Zeiterscheinung ein, daß jener Wissenschaftlichkeit des Forschens und Zweifelns, deren Repräsentant ihm nun Faust wurde, eine positive, überlieferte, katholische in den Weg treten wollte. Da mußte denn wohl, wenn Prinzip alles Romantischen ein Simultaneum des Katholischen mit irgend einem Gegensatz ist, das höchste, wenigstens das ihm interessanteste Thema der Romantik das Wesen der katholischen Kirche, Wissenschaft und Welt, und das Wesen der menschlich-natürlich-forschenden Wissenschaft, also auch deren gesammte Welt, aufstellen. Um daher gleichsam aufzutreten als romantischer Dichter, lag ihm wohl nichts näher, als das Fragment Faust umzuschaffen in ein romantisches Drama.

Aber dieses sein romantisches Drama, hatte er wohl vermocht es so zu organisiren, daß es zum Theaterstück wurde? — Mußte er nicht darauf verzichten, es dem Bedürfniß der Bretter entsprechend einrichten zu können? — Und dramatisirt er nicht sogar im Prolog selbst die Unverträglichkeit der Ansprachen des Dichters, des Theaterunternehmers und der Zuschauer, sobald die dramatische Poesie einen höheren Flug nehmen will, um wo möglich sogar mit der Religion sich berühren zu können? —

Es war folglich immer ein Widerspruch mit sich selbst, wo nicht Ungerechtigkeit, unablässig den Romantikern vorzuhalten, wie es nur von Mangel an dramatischer Virtuosität zeuge,

wenn die ein höheres Ziel anstreben wollenden Dramen nicht den Forderungen der Bühne entsprechen, und wenn sie geschrieben sein wollten mehr für das Lesen und etwa Vorlesen, wie für die Aufführung. Aber mit so beharrlicher Hartnäckigkeit ward von Weimar aus diese Behauptung durchgeführt, daß sie zuletzt durchdrang und alle nicht zur Aufführung geschickten dramatischen Dichtungen in Bann geriethen. Es werden auch seitdem deren nicht mehr geschrieben oder gedruckt, und die gangbaren Dramenschreiber haben ihre Sache auf zwei Fragen gestellt. Die erste ist auf diejenige Anordnung gerichtet, gemäß welcher auf den Brettern eine solche Bewegung und ein solcher Wechsel von Bewegungen entsteht, daß der Zuschauer dadurch möglichst hingehalten bleibt, oder besser, der ihm sinnlich angenehmste Wechsel von Anspannung und Abspannung oder Ausruhen von der Spannung hervorgebracht wird. Die zweite Frage ist auf diejenigen Elemente gerichtet, welche mit den Forderungen bald seiner Sinnlichkeit, bald seiner Partheisucht, bald seiner Ungläubigkeit, bald seiner Aufklärung, bald mit denjenigen Systemen sich am eindringlichsten und am anregendsten begegnen, welche am mächtigsten herrschen oder den Neigungen, eigentlich Gelüsten der Zeit, am meisten schmeicheln.

Wenn es hieraus begreiflich wird, weßhalb die Dichtkunst immer mehr sich zurückzieht vom Theater, letzteres aber bald eine noch niedrigere Belustigung für die Menschen werden wird, wie während der Zeiten des verderbten Rom Arena und Circus gaben, so zeigt doch schon diese kurze Zusammenstellung einiger Hauptmomente, daß sich es im Vaterlande schon deßhalb

nur so zutragen konnte, weil hier die Bühne nicht einmal ein aus dem nationalen Leben und Wesen, geschweige denn ein aus der Religion hervorgegangenes Fundament besessen hat. Vor der Glaubenstrennung konnte von einer Bühne, konnte von theatralischen Vorstellungen gar keine Rede sein. Anfangs gewährte der Gottesdienst, gewährten die kirchlichen Prozessionen, Wallfahrten, Investituren und andere Festlichkeiten den Menschen viel zu viel, als daß sie nach den dagegen dürftig erscheinenden Repräsentationen der Bühne hätten verlangen können. Dazu kamen die Aufzüge und Gepränge bei den Kaiserkrönungen und bei dem Besteigen der fürstlichen Sitze. Ihnen schlossen sich die Ritterspiele und die Turniere an; und endlich kamen noch gar die Aufzüge und Feste hinzu, welche periodisch die verschiedenen Zünfte begingen. Dieß alles ging, wo nicht ganz, doch großentheils, dem protestantisch gewordenen Theile des Vaterlandes verloren. Man fühlte eine widerwärtige Lücke und Leere im Leben; in Ermangelung jeder nationalen wie religiösen Grundlage aber blieb nichts übrig, als daß von den Ländern her, woselbst sich aus christlichen oder nationalen Sujets zunächst von den Mysterien — die älteste Bezeichnung theatralischer Darstellungen — abgeleitet, die ersten Dramen und dramatischen Darstellungen gebildet hatten, Gaukler und Puppenspieler einfanden, die bald dieß bald jenes mitbrachten, was gerade durch seine Neuheit anzulocken und einen Reiz auszuüben vermochte.

War jedoch ein Wesen, wie dieß letztere, die Grundlage gewesen, auf welche nach und nach, durch Willkühr und Zufall bestimmt, ohne alle lebendige Entwicklung aus sich selbst,

die deutsche Bühne hingesetzt, ausgebauet und erweitert worden, so überzeugt man sich sehr bald, daß aus einem solchen Fundament nichts Aechtes herausgebildet und herausentwickelt werden kann. Eben so unmöglich, wie es zu etwas führen würde, wenn man versuchen wollte, von den Unterlagen einer Geschichte der Deutschen aus, wie Kotzebue's Machwerk, eine wahre Geschichte des Vaterlandes herzustellen. Man müßte drum diese Scheinbasis sammt dem ganzen, die Mitwelt versammelnden Bretterprunk aufgeben und verlassen, müßte erst wieder das ächte, lebendige Erdreich suchen, aus welchem, wenn einmal ein Theater sein soll oder es provisorisch nützlich sein könnte, dasselbe sich historisch und genetisch zu erheben vermögen würde.

Ohne auf diese Nothwendigkeit ein sonderliches Gewicht zu legen, muß ich bemerken, wie auch sie von geschichtlichen Bedingungen abhängig ist, und der Versuch, jenen wahren Grund und Boden für das Dramatische wieder zu gewinnen, nicht während jeder Zeitperiode gemacht werden konnte. Wenn es eine Dramatik und ein Theater der Wahrheit ist, ein zur Religion im ächten Verhältniß stehendes Theater, was ich im Auge habe; so leuchtet es ein, daß, bevor an dessen Realisirung, ja auch nur an dessen erste Grundlegung zu denken ist, vorher der deutsche Geist in Wissenschaft und Kunst sich von allen Irrnissen, worin ihn die Glaubenstrennung verflochten, müsse losgemacht und der Richtung zum Wahren wieder zugewendet haben. Diese Zeit aber ist noch nicht eingetreten. Und so lange wir in der bloßen Erwartung derselben leben, muß der Freund der dramatischen Poesie von dem gege-

benen Theater, von der Bühne in ihrem zeitigen Zustande, schon aus diesem Grunde gänzlich absehen, so daß für ihn sie gar nicht ist.

Sogar der Begriff der Romantik, wie dessen Aufstellung versucht worden, darf ihn nicht fesseln. Er muß sein Auge auf etwas anderes heften wie auf ein bloßes Simultaneum des Elements der katholischen Kirchlichkeit mit irgend einem Gegensatze dazu. Von einem fortdauern sollenden Wirken und Gegenwirken beider darf da nicht mehr die Rede sein, gleich als wäre es das Gegeneinanderagiren zweier Prinzipe. Darüber hatte sich sogar schon die Bühne der Athener erhoben, der es sehr fern lag, einen Kampf des göttlichen und des menschlichen Wesens darzustellen. Ihr Thema sind ausschließlich die drangvollen Lagen der Menschen, hervorgehend aus einer Verschlimmerung, die entweder sie selbst oder die deren Voreltern verschuldet haben, und aus denen alle Rettung, welche es auch sei, nur durch den Eintritt oder das Einwirken der höheren Mächte erfolgen kann.

Es versteht sich, daß in diesem Drama der Alten vieles einzig und allein der Zeit, dem Volke und den Verhältnissen, die vorüberfließen und seine Geschichte bestimmten, angehörig gewesen. Dieß mußte vorübergehen; und, weder fähig noch bedürftig der Erhaltung oder der Herstellung, darf es uns, fälschlich für Vorbild genommen, als solches weder bannen, noch beschränken, aber wohl gar zur Nachahmung verleiten. Aber wohl zu unterscheiden davon sind gewisse Wesentlichkeiten, in deren Besitz sich einzig und allein das Drama der Griechen dürfte befunden haben, und die nur Miß-

verstand blos im Aeußern oder in der Form suchen würde. Wesentlichkeiten also, deren Mangel jede Bühne verkürzen muß, welche den Besitz derselben nicht theilt, und mit denen wir uns bekannt zu machen suchen müssen. —

Darüber waltet kein Zweifel, daß die dramatische Form der Dichtung die jüngste und zugleich die partikulärste ist, während die epische und die lyrische älter sind. Einen Grund muß dies haben; aber nur der Frage nach demselben entziehen würde sich derjenige, welcher spräche, diese Form selbst sei die ausgebildetere und fordere deßhalb schon eine höhere Bildungsstufe der Nation. Denn gibt es wohl Roheres wie die Form der jetzt die Theater beherrschenden Dramen? Wie leicht ist es nicht, derselben mächtig zu werden? Der Grund muß drum ein anderer sein! Und er dürfte, wie ich glaube, darin liegen, daß ein im Besitz epischer und lyrischer Poesie bereits sich befindendes Volk ein schweres Unglück erfuhr, welches Verbindung habend mit einer auf die Religion nachtheilig wirkenden Krisis, nun anfing, seine weiteren Schicksale zu bestimmen, auch so darauf einzufließen, daß das religiöse Band im Leben theils abstarb, theils loser und lockerer wurde, dem zufolge aber der Gegensatz zwischen den Drangsalen des Lebens und den religiösen Heilkräften immer vielseitiger sich herausstellte. Die aus diesem Verhältniß sich ergebenden mancherlei Zustände sind der eigentliche Vorwurf oder Inhalt der beseelten, lebendig und eigenthümlich aus dem Dasein, der Geschichte und den Schicksalen eines Volkes hervorgegangenen Tragödie. Alles andere sind und bleiben dramatische Spielereien.

Die Wahrheit dieser Angabe läßt uns Griechenland se-

hen; und Judäa, wiewohl es kein Drama kannte, gibt die Bestätigung davon.

Ein seit der Zerstörung von Troja in alle Verhältnisse der Griechen eingedrungenes Unglück bildet die gleichsam stillschweigend vorausgesetzte Unterlage der von den attischen Dramatikern besungenen tragischen Zustände und Ereignisse. Welches oder welcher Art aber das Unglück gewesen sei, dessen Wehen der Fall von Ilium über den damals bedeutsamsten Europa und Asien verbindenden Weltstrich und seine Umgebungen brachte, darüber sind noch gar keine Untersuchungen angestellt worden, obwohl es mir sehr wichtig scheint, daß sie allmählig eröffnet werden. Wir sind aber im allgemeinen anzunehmen berechtigt, daß von dem an ein freieres Religionsprinzip, der Hellenismus, zu einer Macht und Wirksamkeit gelangte, deren er vorher sich nicht hatte erfreuen dürfen. Ferner scheint, wenn vorher das Religiöse und Politische wohl nur ein einiges Wesen waren, daß beide anfingen, nun sich zu trennen, aber so zu trennen, daß die Folge davon ein religiöser Verlust ward, dem gemäß die Verhältnisse des Lebens sich in vielfacher Beziehung spalteten, ja sogar die nationale Einheit nicht blos in mehrere Stämme, sondern auch im Ganzen in zwei große Hälften verschiedenartigen Charakters zerfiel. Die hiermit zusammenhängenden Zustände und die daraus hervorgegangenen Erscheinungen boten die tragischen Sujets dar, nachdem die Griechen ein altes religiöses Epos besessen, von dem nur die einem späteren Zeitgeist angepaßte spätere Umarbeitung auf uns gekommen, und nachdem eine kurze Zeitlang eine mehr elegisch didaktische wie hymnenartige Lyrik geblüht hatte.

Aehnliche Erscheinungen hat bis jetzt noch kein anderes Volk der alten Welt aufgestellt. Geht man aber auf das Wesen der Sache, ohne sich stören oder binden zu lassen durch etwas, das am Ende doch nur die Form ist, ich meine die Form der Epik und Lyrik mit enthaltenden Tragödien oder des Opfergesanges zu Athen; so hat nur das Volk der Juden analoge Erscheinungen aufzuweisen, sofern man einige seiner Propheten betrachtet als Gegenstück zu den Tragikern. Ich wiederhole aber, daß, um dieß zu verstehen, man das Wesentliche von dem Zufälligen unterscheiden müsse. Das Innerste und Geheimnißvollste des tragischen Gesanges war Weissagung und Warnung. Die ältesten Tragiker betrachteten den glorreichen Perserkrieg als einen Nachklang zum Trojanischen und ahnten kein Heil vom Siege über den persischen Monotheismus, besorgten vielmehr, er werde die Griechen irreligiös und übermüthig machen, die Freiheit aber in eine Zügellosigkeit verwandeln, welche die Republiken nothwendig in die Gewalt eines Tyrannen bringen müsse.

Es scheint aber ein begründeter historischer Parallelismus damit, wenn man die Zeiten des Regiments von David und Salomo als die der höchsten Blüthe des jüdischen Reiches betrachtet, während welcher sich jedoch schon einzelne Vorboten einer anrückenden Verschlimmerung einstellten. Diese nämliche Periode ist die des lyrischen Gesanges, nur daß er statt elegisch, sich hymnenartig und didaktisch äußert, obwohl einige elegische Töne doch bereits Salomo durchklingen läßt. Sein Tod aber wird das Signal zu einer Spaltung im Reiche, zu einer Entfernung von der alten Tugend und Reinheit

endlich zum beginnenden Eindringen fremdartigen Götzendienstes. Da erwachen die Stimmen der Propheten, um die künftigen Schicksale des Volkes bald zu malen, bald zu verkündigen, hauptsächlich aber die religiösen Pflichten und Gebote einzuschärfen. Wenn, merkwürdig genug, in diesen prophetischen Ergüssen Erzählung, Gesang und Rede nicht selten abwechseln, so möchte man wahrlich darin bereits Elemente finden, aus denen unter andern Verhältnissen ein sich zum Dramatischen hinneigender Gesang, etwa Cantaten, hätte entwickeln können. Aber wenn es nicht erfolgte, so möchte der Grund darin gelegen haben, daß, um aus dem epischen und lyrischen Gedicht die dramatische Form herauszutreiben, wohl der Polytheismus mitwirken mußte, dessen bei den Griechen zu einer gewissen Vollendung gelangte Ausbildung sicherlich viel dazu beitrug, daß hier das Drama sehr bald zu einer so hohen, aber auch ganz eigenthümlichen Vollendung gelangen konnte.

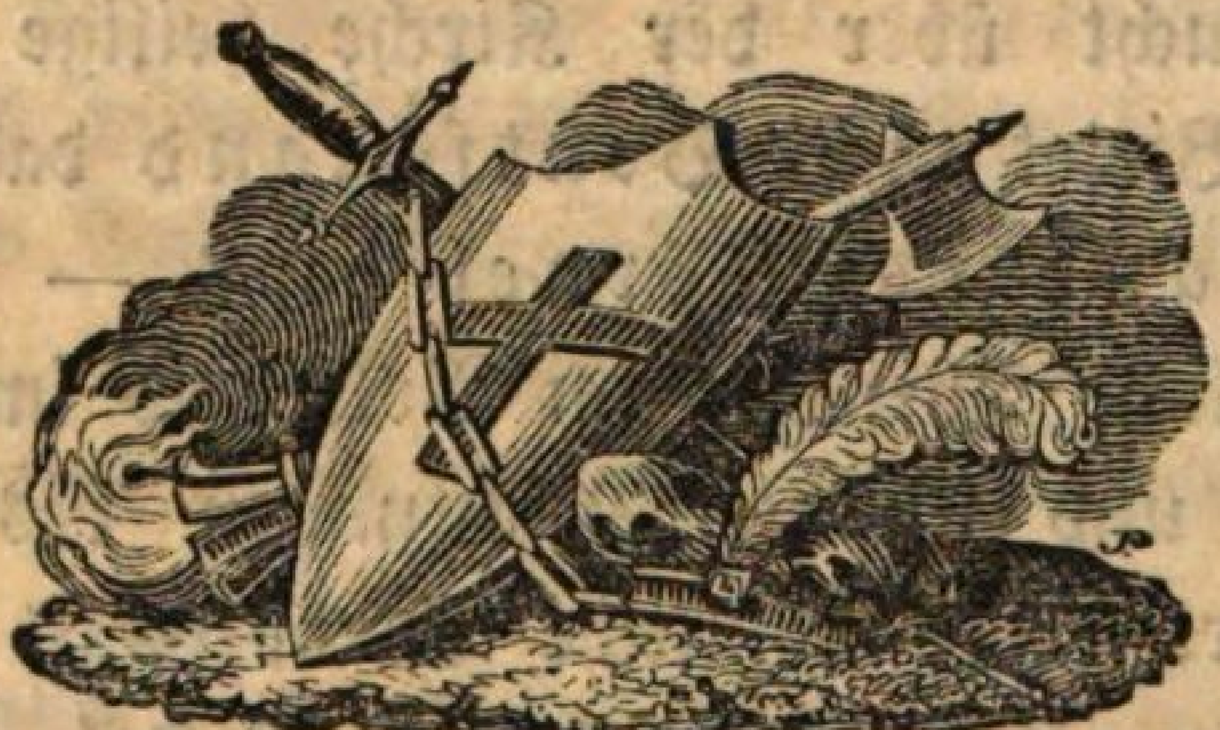
Wende ich mich nach diesen Betrachtungen zum Vaterlande, so finde ich es hier am wichtigsten und gewissermaßen erfreulich, daß ein nationales Theater uns noch gänzlich mangelt, indem dasjenige, was wir dem ähnliches besitzen, von Einwanderungen aus fremden Ländern abzuleiten ist. Nur aus exotischen Unterlagen hat sich entwickelt und gebildet, was wir unsere Bühne nennen. Deßwegen läßt diese deutsche Bühne sich betrachten theils als noch gar nicht vorhanden, theils deren Bildung als vollkommene sogenannte res integra. Es sind noch gar keine Grundsteine dazu gelegt worden; wenn also einmal — was ich aber keineswegs Wort haben

will — wünschenswerth oder uns nützlich sein könnte, die Anfänge, ja die bloßen Vorbereitungen zu den Anfängen erst nur zu versuchen, dann würden diese Versuche, sofern nämlich jene eben erwähnte Vorbereitung eines in das deutsche Volksleben eingetretenen großen und erfolgreichen Unglücks sich in der deutschen Geschichte sollte antreffen lassen, von hier aus zu unternehmen sein.

Aber ist solch ein Unglück nicht die guelphische und ghibellinische Spaltung? Ist es nicht der Hohenstaufische Versuch, das Prinzip der Weltlichkeit und einer sich oft geistig anstellenden, dann aber mit dem Worte schminkenden versteinerten Genußsucht über der Kirche heilige Lebenskraft zu erheben? — Bietet nicht Deutschland dadurch Parallelen zu Griechenland und Israel dar? — An allen dreien Orten die nämliche Theilung im Volk und im Staat, in der Glaubensweise und in den Richtungen des Denkens! An allen dreien Orten die nämliche Vorbotschaft unglücksschwangerer Zeiten! An allen dreien Orten als Folge davon die nämliche Zurücksetzung der Religion! —

Aus diesem Gesichtspunkt habe ich seit lange den Hohenstaufischen Kampf betrachtet, und bei mehreren Anlässen vorübergehend die Meinung oder Ansicht verrathen, daß mit den Karolingern für Deutschland das christliche Heroenalter schließe, welches für unser Vaterland gleichzeitig dessen patriarchische Periode bildet. Während der Regentschaft der Heinriche und Ottonen beginnt das städtische Prinzip und zugleich das der freien Genossenschaft hervorzutauchen und wegen des religiösen Sinnes jener

seiner ersten Förderer nimmt es anfangs einen segensreichen Aufschwung. Aber dieser religiöse Sinn ermattet nicht nur und erlischt unter den fränkischen Kaisern; sondern es wird auch sogar dem heiligenden Einfluß der Kirche Widerstand entgegengesetzt, welchen die schwäbische Kaiserreihe, indem sie sich mit dem scheinbar geistigen Prinzip unchristlicher Wissenschaft und Kunst verbindet, zur höchsten, ja fast unheilbaren Verderblichkeit steigert.



Carl Mayer sc.

Die Frage und ihre Lösung.

Fragment aus einer größern Dichtung.

Die Frage.

Ueber Bergen,
Ueber Wolken,
Ueber Meereswogen,
Ueber Erden,
Ueber Sternen,
Ueber Sonnenheeren
Suchte einst mein Herz.
Mit des Frühlings Sprossen
Wuchs die Sehnsucht auf,
Wenn der Herbst den Schmuck
Von den Fluren riß,
War ein schmerzlich Suchen
Nach verlorner Herrlichkeit
Auch in meiner Brust.
O, weg, ihr Wolken, weg, ihr Berg',
O, weg, du düstrer Nebel!
Denn über euch, ach, über euch
Da muß es, muß es wohnen.

Die Erde hat's ja nicht
O nur einen Punkt gesucht,
Die Sonne strahlt es nicht,
Die Donner donnern's nicht, —
Diese Sternenheere
Fragt mein banges Auge:
Habt ihr's, habt ihr's, was ich suche? —
Aus des Meeres Grunde
Wühlt der Sturm sich auf,
Und die Wellenberge
Schäumen in die Höhe;
Also wühlt es sich
Aus der Seele Tiefen,
Und es fluthen mächtig
Tausend Wogen auf.
Doch die Sterne schauen
Ruhig auf mich nieder;
Ach, es ringt die Seele
Und erringt es nicht.

Töne, Töne, schweigt!
O, die Windsbraut stürmet
So die Nacht nicht wach,
Als ihr meine Seele;
Ihr seid nicht die Sprache,
Die ich sprechen kann,
Voll und tief zwar, reich und mächtig,
Aber Einklang kenn' ich nicht. —

Sag', du helles Augenpaar,
Meines Bruders Seelenspiegel,
Sag', o sag', steh' ich allein,
Oder ist es Aller Loos,
Die auf Erden wallen,
Daß sie suchen,
Daß sie sehnen,
Daß sie rufen,
Daß sie flehen,
Daß sie tausend Arme breiten
Nach dem schönen Ideal,
Daß sie aufwärts, aufwärts schauen,
Und ein D r ü b e n suchen;
Dann die müden, schlaffen Arme
Trauernd niedersenken
Und in jenen hohen Räumen
Nur das Eine, Eine lesen:
U n e r m e ß l i c h k e i t?
Saget, Augen meines Bruders,
Kennt ihr diesen Schmerz?
Tragt auch ihr durch Thränenwolken
In die unbekannten Fernen
Meines Herzens Frage?
Ueber Berge,
Ueber Wolken,
Ueber Meereswogen,
Ueber Erden,
Ueber Sterne,

Ueber Sonnenheere
Hab' ich sie gesandt.
Ach, vergebens! stets vergebens!
Antwort ward mir nicht.
Hab' des Frühlings Pracht gefraget,
Und der Töne Fülle;
O, sie hatten tausend Worte,
Daß die Frage wuchs,
Lauter wurd' und immer lauter,
Aber Antwort ward mir nicht.
Ew'ges wollt' ich,
Fand Verwesung;
Liebe sucht' ich,
Fand Betrug;
Freiheit! rief ich,
Ketten klirrten;
Wahrheit! bat ich,
Lüge grinste;
Treue! fleht' ich,
Und, Verrath!
War der Erde Echo.

Durch die Auen —
Ueber Gräber,
Durch die Städte —
Ueber Trümmer,
Durch der Freude Säle —
In des Kummers Nacht

Komm' ich mit der Leier
In den müden Händen,
Mit der offnen Wunde
In der matten Brust,
Von der weiten Pilgerreise
Auf die heimathliche Flur.
Eine Frage, warst du, Leben,
Eine Frage stell' ich jetzt an dich.

Sieh', die Blüthen, die hier knospen,
Sieh', die Farben, die hier glänzen,
Warfen einst den ersten Funken
In die zarte Knabenseele;
Sieh', die Quellen, die hier rieseln,
Sieh', die Haine, die hier dunkeln,
Riefen zu der ersten Sehnsucht
Einst das stille Herz.
Und ich pflanzte diese Blüthen
In die junge Brust,
Und ich horchte diesen Tönen
Mit geheimer Lust.
Ha, da schaut' ich zu der Eichen
Mächt'gen Gipfeln auf,
Schaute in des Stromes Wellen,
Sah sie stolz entfliehen,
Und es hob, wie diese Eichen,
Sich in mir empor,
Und es wogten, wie die Wellen,
Kräfte frisch in mir.

»Laß ziehen, laß fliehen,
»Des Stromes Wellen,
»Daß sie verschlinge
»Der Ozean!
»Es wogen in mir
»Die reichlichen Ströme
»Der jungen Kraft;
»Sie wogen und drängen
»Die Fülle zum Strande
»Des Ozeans.
»Und die Tiefe soll sie trinken,
»Aber sie nicht untergehn.
»Diese Flammen, welche lodernd
»Um die Seele weh'n,
»Sollen einst in tausend Herzen
»Liebesgluthen strömen.«

Aus des Lebens Ozean
Von den tausend Herzen
Komm' ich jezt zurück.
Und es blüht und knospt noch hier
Ach, wie einstens, wonnig schön,
Und es strahlt im Frühlingsglanze
Noch die Flur mit ihrer Fülle,
Mit den Blüthen,
Mit den Knospen,
Mit den Hainen,
Mit den Quellen;

Ach, es schütteln noch die Eichen
Ihre mächt'gen Wipfel,
Und es rollen noch die Ströme
Ihre Wogen weiter.
Doch verblühet und verklungen
Ist in mir die schöne Welt,
Und verblichen sind die Farben,
Und die Sterne ausgelöscht.
Jene Fluth ist ausgeströmet
In das weite Meer,
Und sie wälzet schwer und lastend
Sich in meine Brust zurück.
Jene Gluthenideale
Sind zu Schutt gebrannt,
Und sie stürzen mit der Asche
Auf mein müdes Herz. —
Hier auf diesen Trümmern
Meiner Hoffnung, meines Strebens,
Frag' ich, Leben, dich:
Sieh', du hast mir nichts gegeben,
Sprich, ob du denn Eins gelassen,
Das als Lösegeld
Für mein Herzblut gält'?
O, ich weiß es, nur das Eine,
Nur das dunkle, trübe, kalte,
Unbekannte, nur das Eine
»Drüben« kannst du nennen.
Einst, ach! war's nicht dunkel,

Trübe nicht und weit,
Kalt nicht und nicht unbekannt,
War des Glaubens Drüben.
Vor den hellen, trunknen Blicken
Lag der Himmel, wie die Erde,
Ein vertrautes Heimathland.
Sieh'! dort aus der Ferne
Ragen heil'ge Tempel;
Ach, in jenen Hallen
Lag ich betend, Gott vor Dir.
Meine Andacht,
Meine Wonne,
Meine Thränen,
Mein Frohlocken
Hab' ich von der heil'gen Stätte
In die Flur getragen.
Wie wogt' es,
Wie drängt' es
In junger Brust!
Die Blüthen,
Die Haine,
Die Quellen,
Die Thäler,
Die Eichen,
Die Ströme
Sie sprachen von Ihm!
Seine Liebe,
Seine Güte,

Seine Majestät
Hab' ich an mein Herz gepresset,
Und die Sterne,
Und die Sonnen,
Hab' ich stolz gefragt:
O sie trugen
Einen Geist,
Wonnetrunken an dem Herzen Gottes.
Jenes heil'ge Sehnen,
Wenn die Wolken flogen,
Jenes stille Ahnen,
Wenn die Dämm'rung sank,
Jenes tiefe Leben,
Wenn die Stürme sausten,
All mein Träumen und mein Sinnen,
Alle Wehe meines Herzens,
Meiner Jugend stolze Freuden,
Und die lichten Ideale,
Alles, was sich regte,
Was da keimte, sproßte,
Glühte und entflammte,
Vater! nannt' es Ihn.

Und die Fülle dieser Seele,
Die Er mir geschenkt,
Habe ich hinausgetragen,
Wo Millionen Brüder,
Zu dem Einen Vater rufen,

Zu der Einen Heimath wallen;
Hab' gefraget, hab' gesucht,
Was ich ahnend kannte,
Und die Ahnung ward zur Lüge,
Und die Frage ward zum Fluch.
Des Lebens weites, tiefes Meer
Hab' ich mit frischem Muth durchrudert,
Trotz Klippe, Strudel, Sturm und Nacht,
Geschwebt auf seinen flücht'gen Wogen.
Für den Reichthum meiner Liebe,
Den ich willig bot,
Hab' ich um ein Herz geflehet,
Das ihn fassen könnt'.
Und du hast mich nackt und bloß
Ohn' Erbarmen ausgeworfen;
Jammernd lieg' ich am Gestade,
Und vom fernen Dome
Heulen diese Glocken
Meiner Andacht Grabgeläute. —
Gott, o Gott! ich will nicht lästern,
Aber Du hast mich geschaffen,
Du die Gluthen, Du die Flammen,
In die Brust geworfen,
Du hast mir das hohe Bild
In den Geist gepräget,
Du die große, große Frage
Mir ins Herz geschrieben.
Sieh', ich will nicht klagen,

Daß ich keinen Menschen fand,
Will nicht jammern, daß die Erde
Mir die Antwort schuldig blieb;
Möge Liebe, möge Treue,
Möge Freiheit, möge Wahrheit,
Mögen alle Lichtgestalten,
Jetzt in dieser Brust
Kalt, wie Leichen, liegen.
Aber über Menschentücke,
Ueber diese kalten Leichen,
Ueber Berge,
Ueber Wolken,
Ueber Meereswogen,
Ueber Erden,
Ueber Sterne,
Ueber Sonnenheere,
Frage ich nach Dir.
O, ich rief's ja laut:
Durch Tod zu dem Ewigen,
Durch Ketten zur Freiheit,
Durch Lüge zur Wahrheit,
Von der Erde zu dem Himmel
Führet Gott die Seinen!
Doch die Wand'rung auf der Erde
Hat noch mehr gekostet.
Meine Unschuld, meinen Frieden
Haben sie geschlachtet;
Und ich hab' zu Dir gerufen:

»Vater, steh' mir bei!«
Hab' in der Verzweiflung Nacht
An dem finstern Himmel,
O nur Einen Punkt gesucht,
Der noch Licht mir gäbe.
Und es war ja Alles trübe,
Alles dunkel, Alles kalt,
Nur in meiner Seele glühte
Noch die alte Flamme.
Sieh'! sie schlägt jetzt lodernd
Ueber mir zusammen,
Und ich rufe: Rettung, Vater!
Und Du hörst mich nicht.

So lange eine Truggestalt
Auf Erden mir noch winkte,
Hat keines Menschen Klügelei
Den Glauben mir genommen;
Und jetzt, da alle sind entlarvt
Und ich nach Dir will greifen,
Da sinkst Du in die dunklen Weiten
Vor meinem fleh'nden Blick zurück.

Und die Erde wirft die Leichen,
Wirft die Trümmer, wirft den Schutt,
Zwischen mir und Dir.
Horch! es tönen dumpfe Stimmen,
Wollen mich verklagen,

Und es schneiden kalte Zweifel,
Ob Du lebest, durch mein brechend Herz.
Ach, aus meines Frühlings Tage,
Ist es dunkler Abend worden,
Und ich trete
Von dem Blüthenfeld
Auf die Todtenau.
Durch die dunklen Zweige,
Die sich flüsternd, klagend
Ueber Gräber senken,
Schweift der Abendwind;
Und ich suche unter vielen
Ein geliebtes, theures —
Meiner Mutter Grab.
O, nicht in den hellen Sälen
Lauter Freude hab' ich Dich gesucht,
Und nicht bloß auf Blüthenfeldern
Vater Dich genannt;
Am bemoosten Stein
Auf dem Grabe hier,
Hab' ich oft gelehnt,
Und das thränenschwere Auge
Durch die Trauerweide
Zu Dir empor gehoben,
Hab' der Tugend, hab' der Wahrheit,
Habe Treue Dir geschworen;
Zu der Mutter Geist gerufen,
Daß vor Deinem Angesicht

Sie dem Sohn, der rang und kämpft'
Auf der Erde wilden Steppen
Deiner Gnade Kraft erfleh'.
Hier hab' ich um jene Seele,
Die ich liebte, Dich gebeten;
Liebe hab' ich nicht gefunden,
Aber auf den Gräbern
Betend mit dem Schmerz gerungen,
Und von Neuem Treue
Deinem Namen hier geschworen.
Und was trag' ich von dem klippen-,
Von dem dornenvollen Wege,
Aus dem blut'gen Lebenskampfe
Jetzt auf dieses Grab zurück?
Gräber! Gräber! sprachet einst:
»Muth! nur Muth!
»Ewig sollst du hier nicht dulden,
»Aber ewig sollst du leben!«
Und als ob die sel'gen Geister
Mich umschwebten,
Hört' ich's flüstern,
Hört' ich's wehen,
Und erneuerte den Schwur.
Ha, es flüstert, ha, es wehet
Jetzt auch um mich her.
Doch ich kenne nicht die Stimmen,
Und Unsterblichkeit
Ist ein hohler Laut geworden.

Nicht die Geister meiner Lieben
Schweben hier um mich,
Nur den Staub von ihren Leibern
Wirbelst du mit Moderluft,
Mir in's bleiche Angesicht
In die wild zerstreuten Locken;
Will mich flehend niederwerfen;
Doch, den Stein, den ich umklammert,
Hat der Sturm gestürzt,
Und das Grab, auf dem ich kniete,
Ach, ist eingesunken. —

Sag, o Geist, für den ich glühe,
Den ich bebend suche,
Warum wirfst du meine Seele
In die wilde schwarze Nacht?
Schönheit, Ordnung, Harmonie,
In der Kräfte Fülle,
Künden durch die Schöpfung
Deinen Vaternamen,
Zwietracht, Jammer und Verheerung
Ihres Heiligthums
Zeigt die Menschenbrust.
Sieh! von diesen Gräbern
Breite ich die Arme,
Und ich kann's nicht fassen,
Rede stehst Du mir,

Mir — dem Sünder nicht.
Sünder? Ha, Warum?

Weil jene Kräfte, jene Gluthen
In unbekannten Räumen
Zum tiefgeahnten Ziele
Sich einen Weg gebrochen,
Und ach, statt jenes Zieles
Ein finstrer Abgrund gähnte.
O! schaudernd bin vor jedem
Ich dann zurückgeflohn,
Jetzt steh' ich an dem letzten,
An dieser großen, großen Tiefe,
Wo die Verzweiflung schreit,
Und die Verwesung haust.

Sie sagen mir,
Daß Deinen Namen
Die Weltgeschichte künde;
Sie sagten auch,
Daß Du in jeder Menschenbrust
Dich kündetest.
Wohl! an die Weltgeschichten
Richt' ich denn meine Frage. —
So kündet das den Vater,
Von einem heil'gen Streben,
Daß vor der trunknen Seele
Die Lichtgestalten glänzen,
Daß jauchzend in der Jugendkraft,

Die Völker aufwärts fliegen,
Und dann von lichten Höhen,
Im Busen einen Höllengeist,
In schwarze Schluchten sinken?
O, sie gleichen in dem Streben,
In dem Ringen, in dem Flehen,
Und im Falle mir.
Redet, hohe Felsen,
Von der Treue dessen,
Denn ein kindlich frommer Sinn,
Daß die Fluthen und die Stürme,
Heil'ge Stätten nicht verheerten,
Tempel in euch ausgehöhlt!
O, die Tempel sind geblieben
Doch die Unschuld und der Friede,
Und zerronnen ist der schöne Wahn.
An des Himmels Feuerkugeln
Banden sie die tiefe Ahnung,
Deines höh'ren Waltens.
Deine Flammenmassen
Rollest du noch weiter,
Aber in den Menschenherzen
Ist die Hoffnung ausgelöscht.
Siehe, ungeheure Säulen
Tragen stolze Tempel,
Labyrinthe, Pyramiden
Künden großen Sinn;
Aber sie begraben

In den dunkeln Kammern
Mit den Leichen alle Gluth,
Die im Herzen liebte,
Und aus dieser Tempel Trümmer
Höhnt ein grinsend Zerrbild.
Ach, da tritt mit heil'ger Flamme
Für die Freiheit, für das Schöne,
Eine kühne Jugend auf.
Liegt an deinen schönen Werken,
Kraft und Leben saugend,
Daß der Marmor und die Farbe,
Daß die Töne und der Rede Strom,
Was aus Deiner Schöpfung,
Sie in's kühne Herz getragen,
Herrlich wiederstrahlten;
Doch der Freiheit heil'ge Waffe
Wühlt im Bruderherzen.
Und die Flamme für das Schöne
Weht verpestend durch die junge Schaar. —
War's vielleicht die stolze Roma,
Die sie Deinen Geist mir nannten,
Die mit roher Mörderlust
In die großen Völkerleichen,
Ihre blut'gen Dolche senkte;
Dann das weite Todtenfeld
Mit der ehr'nen Brust umstellte,
Daß sie bannte die Verwesung
In den fürchterlichen Kreis?

Sieh'! aus diesem Buche
Wehet nicht der Geist,
Den ich liebe, den ich suche,
Den ich nicht verfluchen kann;
Nein, ein grauses Weltgespenst
Wirbelt mir von jedem Blatte
Mit dem Moderdufte
Nur den Staub von Völkerleichen,
In das bleiche Angesicht,
In die wild zerstreuten Locken.
Ist mir's doch, als ständ' ich hier
Auf der Menschheit Grabesstätte.
Jeder dieser Hügel decket das Gebein
Eines modernden Geschlechtes.
Und dieß Aechzen, und dieß Flüstern
Ist ein Seufzen von Millionen,
Welche dich vergebens suchten.
Und du läßt die Blüthen keimen
Aus der Völkerleichen Staub;
Wo die Menschheit still verweset,
Breitest du den Frühling aus,
Daß er mit den Düften,
Mit dem sanften Lichte locke
Alle Herzen zur Verzweiflung hin.
Dennoch! Dennoch! wühlt sich's aus der Tiefe
Meiner blut'gen Brust,
Will zu Deinem Himmel,
Will zu Deinen Sternen

Um Erlösung flehen.
Aber Deine Stürme
Jagen finstre Massen
An dem lichten Himmel hin;
Und die Sterne sind verschleiert
Und des Mondes sanftes Licht
Fällt nur durch zerriss'ne Wolken,
Fällt, o großer Gott! auf —

Golgatha! — —

Wie ist mir? aus den wirren Locken
Sinkt bebend meine Hand!
Vom starren Geiste springt's
Wie Eisesdecken, und in Licht-
Und Wonneströmen
Will plötzlich er zerfließen!
Ist's denn nicht dieselbe Seele,
Die durch Grab und Moderluft
Der Verzweiflung grauser Sturm
Athemlos gejagt?
Ist es nicht dieselbe,
Die von unbekannter Macht
Jetzt mit heil'gen Schauern
Durch des Weltalls Weiten
Sich geborgen fühlt?
O! noch rauschen dumpf

Aus der finstern Tiefe
Leichenchöre, Todeswinseln,
Ein entsetzlich Wehe.
Doch höher und höher
Trägt siegend ein Held
Den schwankenden Geist
In ein wogendes Meer
Von himmlischem Glanze,
Wo Schaaren des Siegers
In jauchzenden Chören
Jubeln den Hymnus
Der Auferstehung.
Ist es denn nicht finstre Nacht?
Steh' ich nicht auf Gräbern?
Jaget nicht der feuchte Sturm
Meine Locken wild umher?
Wer senkt in die Nacht
Den Himmelglanz nieder?
Wer ruft in den Sturm,
Ins Geflüster auf Gräbern
Ein unsterblich Wort?
O, haltet, haltet, Wolken,
Daß ich im Mondenlicht
Sein Antlitz sehe!
O, da hängt er an dem Kreuze,
Den ich lang gesucht,
Und es spricht sein brechend Auge:
Sieh, du bist erlöst!

Aus den fernen, fernen Tagen
Dringt's mit heil'gem Wehn,
Und mit milden, süßen Klängen
An mein weinend Herz.
Wie ein Chor von Engelsstimmen,
Schweben die Gebete
Aus dem Schooß begrabner Jahre
Mir zum Auferstehungsmorgen.
Hör' es klingen, hör' es wehen,
Kann die heil'gen Schauer
Der verlornen und gesuchten
Andacht nicht verstehn.
Ach, die tiefen, vollen Töne,
Schweben, wie auf Silberwellen,
Durch die blut'ge Brust,
Schmelzen in ein schönes Wort,
Das in lichter Wolke
Um die Wunden meiner Seele
Heilend sich jetzt hüllt;
Schmelzen in ein Wort,
Das die schroffen Kniee
Beuget zum Gebet,
Das aus stieren Augen
Drängt die Thränenfluth,
In das Wort zusammen,
Das Erbarmung heißt.
O, Erbarmung! schönes Wort,
Das ich jetzt verstehe!

Nicht die Kräfte und das Streben
Von Millionen Sündern
Kann die Erde zu dem Himmel heben;
Aber durch die Wolken
Unsers Jammers, unsrer Thränen
Stieg die Sehnsucht aller Herzen
Zu dem Vater auf.
Für ein sterbliches Geschlecht
War der Gottheit Majestät,
War des Himmels Glanz zu hoch:
Für das göttliche Erbarmen
Ist der Fall der Menschen
Und die Erde nicht zu tief.
Was in tausend Herzen
Mit der Ahnung heil'ger Stimme rief,
Was die Völker in dem heitern
Streben wollten fassen:
Gottes Liebe,
Gottes Güte,
Gottes Majestät,
Ach, des Himmels ganze Fülle
Senkt sich nieder auf die Erde
Und in eine Menschenbrust,
Daß durch Nacht und Tod und Graus
Sie es siegend in die Heimath trüge.
O, nun ist die Bahn geöffnet
Für die Ströme, für die Gluthen,
Die im Menschen wallen.

Nieder rauschet Seine Liebe
In das dunkle Thal,
Aufwärts strömet von der Erde
Alle Sehnsucht in Sein Gnadenmeer —
Mögen jetzt die Blüthen welken
Mögen Völker sterben,
Mag Jahrhundert auf Jahrhundert
Mit dem Schutte,
Mit dem Blute,
Mit den Leichen
Seine Wogen wälzen;
Mögen Haß und Wuth,
Mag Verrath und Sklaverei
In der Menschheit wüthen:
Auf der Erde Schädelstätte
Mit den blut'gen Wunden
Ueber Menschen, die ihn höhnen,
Hat er es vollbracht.
Keine Fluth des ird'schen Jammers,
Nicht der Bösen frecher Stolz
Hat von unsrer Erde
Unsern Gott getrennt.
Sieh, er breitet seine Arme
Liebend und erbarmend
Um das sündige Geschlecht,
Daß am großen Vaterherzen
Schlägt, das blutig, wunde,
Seines Kindes

Mitten in der Sklaverei
In der Sünde,
In dem Wahne,
In dem Blute
Und in der Verwesung Gruft.
Ach, nun weiß ich, warum ich
Auf den Gräbern betend
Einst die sel'gen Geister
Um mich schweben,
Um mich flüstern hörte.
Nur das Echo von dem Kreuze,
Welches Ihn erhebt
War das Liebeswort:
»Ewig sollst du hier nicht dulden,
»Aber ewig sollst du leben!«
Ewig werd' ich leben,
Und den umgestürzten Stein
Wird ein Engel heben,
Daß aus eingesunknem Grabe
Mutter, du mir auferstehst.
Weiß jetzt, warum in die Seele,
Er die Ahnung legte,
Weiß, warum am weiten Himmel
Ich mit trunknem Muthe
Meine Hoffnung schrieb.
Auf der Erde nicht die Freiheit,
In dem Nebel nicht die Wahrheit,
In dem Staube nicht die Liebe

Und die Treue sucht' ich nicht.
Ew'ges nicht beim wankenden Geschlechte;
Ueber dieser Erde,
Ueber jenen Kuppeln,
Ueber aller Menschen Häuptern
Schwebtest mit dem milden Blicke
Auf den Himmel deutend
Du, o Gottessohn!
Du nur gabst die Ideale
Meiner jungen Brust,
Gabst die Flammen, gabst den Muth
Gabst die frische Kraft.
Doch ich hatte dich verrathen,
Hatt' aus sel'gem Herzen
Deine Liebe ausgetrieben;
Wollt' mit frechem Stolze,
Was Du mir geschaffen
Sich in dir mir bot;
Wollte auf der Erde
Mit dem Geiste,
Den die Sünde lähmte,
Himmlisches gestalten.
Jene Ströme, die der Vater gab,
Daß in Dich sie sich ergössen,
Und dann ewig wuchsen,
Hab' ich hingeleitet
In des Lebens irren Wogen
Und vom Weg', den Du voran

Mir zum Himmel gingst,
Bin ich mit den Gütern,
Die Du mir verliehen,
In die dürren Steppen
Dieser Erde hingewandert.
Und Du hast mich nicht verlassen,
In die Wüste bist Du mir gefolgt;
Hast gerufen und geflehet,
Wenn die Götzen stürzten;
Wenn um schroffe Klippen
In den bodenlosen Schlund
Meine besten Kräfte flossen;
Hast das Herz, das Dein vergessen,
Du in Schmerzensschauern
Mit der Hoffnung heimgesucht.
Und als alle Götzenbilder
Vor dem ird'schen Altar sanken,
Als die letzte Kraft
Ausgefluthet war,
O da trittst Du an dem Ende
Meiner wüsten Wanderung
Wieder mit der ganzen Fülle
Vor die bange Sünderseele,
Und verjüngt in deiner Gnade,
Führst Du mir mit Deiner Liebe
All' die herrlichen Gestalten,
Die im Labyrinth verloren,
Vor den neugebornen Geist;

Nimmst den Jammer mir vom Herzen,
Fachst die Flamme heil'gen Strebens
Mit der Gnade Feuertaufe
Auf dem ausgebrannten Heerde
Meines Busens wieder an.
Und die Frage, die ich sende,
Vor des Ew'gen Thron,
Tönet im Triumphgesange
Deines Sieges mir gelöst zurücke. —

Johannes.

Sieg und Kampf der leidenden Seele.

Eine Reliquie

von

Friedrich von Schlegel.

Wohl schneidet an der wunden Stelle
Am tiefsten ein des Lebens Schmerz;
Starrend am innern Thränenquelle
Löst sich in Klagen auf das Herz.
Gekränkt von Kummer, bittern Sorgen,
Erneut die Last sich jeden Morgen,
Und drückt die Seele niederwärts.

Da blitzt ein Glanz herab von oben,
Durchleuchtend tief der Seele Grund;
Zum Himmel hell hinaufgehoben,
Wird ihr der Morgenstern nun kund.
O könnte wer im Lichte leben,
Dem Kerker würd' er bald entschweben,
Noch sterbend jubelte sein Mund!

Herabgestürzt zur Erde wieder
Fällt neue Qual die Seele an;
Verfolgung wirft sie wüthend nieder,
Was nur die Höll' ersinnen kann.
Gefesselt an dem Schmerzenbette,
Erliegt sie solcher Leidenkette,
Es blickt der Feind sie drohend an.

Da treten freundlich Lichtgestalten
Im Dunkel trostvoll zu ihr hin.
Wie Geister liebend um sie walten,
Fühlt sie nun klar im hellen Sinn.
Das Auge mitleidsvoll befeuchtet,
Vom reinsten Lilienglanz umleuchtet,
Winkt ihr des Himmels Königin.

In Nacht ist schnell auch das verschwunden,
Angstvoll fühlt sich die Seel' allein;
Da wird kein Rath noch Licht gefunden,
Durchbohrt das innerste Gebein.
Verhöhnt, zerrissen, ganz zertreten
Im Innern ohne Muth zu beten;
Soll sie, o Gott! verlassen sein?

Noch einmal schlägt, ihr hohen Geister!
Um Rettung sie den Blick hinauf,
Und vor ihr steht ihr Herr und Meister,
Und schließt ihr alle Wahrheit auf.
Er zeigt ihr blutend Seine Hände:

»Die Wunden, die Ich jetzt dir sende,
Leuchten dir vor im Erdenlauf.« —

Dann lehrt Er Selbst das Kreuz sie tragen,
Und allen Feinden zu verzeihn;
Wie darf der Mensch noch bitter klagen,
Mit Gott im seligsten Verein?
Des innern Wortes Licht und Segen
Ist wie ein Stab auf allen Wegen
Und macht der Seele süß die Pein.

Er drückt ihr auf die Dornenkrone,
Als Seiner Leiden höchstes Ziel;
Die leuchtet jetzt am Gnadenthrone
Unter der ew'gen Harfen Spiel.
Er warnt die Seele vor dem Feinde,
So wie ein Freund spricht mit dem Freunde,
Sagt ihr geheimer Worte viel.

Erstarkt in seinen Liebesschmerzen,
Durchkämpft sie duldend ihre Zeit;
Er wohnt nun in dem reinen Herzen,
Bis Er sie krönend ganz befreit.
»Ich werde fortan bei dir bleiben,
Dir in die Brust ein Zeichen schreiben,
Das leuchtet dir in Ewigkeit.« —

Maria.

Von

Philipp Gerbet.

(Aus dem Französischen übersetzt.)

Vereinigung des Menschen mit Gott, das ist das innerste Wesen, ist Anfang, Mitte und Ende der Religion. Diese Vereinigung kommt auf zweierlei Wegen zu Stande, entweder läßt Gott sich zum Menschen hernieder oder er zieht ihn zu sich empor. Das Eingehen Gottes in die Menschheit hat ihren Höhepunkt in der Incarnation; der Aufschwung des Menschen zu Gott führt zur Apotheose. Die Incarnation stellt sich uns in Christus dar, die Apotheose in den Gliedern Christi, in den Heiligen, an deren Spitze Maria strahlt.

Maria ist das vollkommen wiedergeborene Weib, die himmlische Eva, in welcher die irdische (und strafbare) Eva in glorreicher Verklärung absorbirt ist. Von dieser Apotheose des Weibes datirt auch die Zeit seiner Freiwerdung her.

Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß der Fluch insbesondere das Weib traf, obgleich Eva, als sie dem Worte der Verführung Gehör gab, weniger aus Herzens-Bosheit als aus Unstätigkeit des Geistes sündigte, wie der heil. Ambrosius sagt. Allein aus einer Verführten wurde sie Verführerin. Sie brachte das Uebel in die irdische Welt, indem sie den Urmenschen, der das ganze menschliche Geschlecht in sich trug, verführte. Die erste Abgötterei entstand durch sie; ihr gebieterisches Verlangen war für Adam ein Idol, dessen Verehrung er im Heiligthum seines Gewissens an die Stelle der Anbetung des göttlichen Willens setzte. Daher fiel ein so großer Theil von den Leiden, welche die lange Büßung des Menschengeschlechts ausmachen, dem Weibe zu. Weil es sich vom Manne hatte anbeten lassen, wurde es dessen Sklave, und in der Zeit der Erwartung, welche der Ankunft Jesu Christi voranging, war die Sklaverei der Frauen im politischen und häuslichen Leben durch die Meinung, durch die Gesetzgebung und durch die Sitten besiegelt und bildete, mit diesem dreifachen Siegel unbarmherzig befestigt, den Grundstein dessen, was man die sociale Ordnung nennt, wie sie in allen Gegenden, welche das Gesetz, das die Welt frei macht, noch nicht empfangen haben, dies noch heute ist.

Das Christenthum, das durch seine Lehre von der Kindschaft aller Menschen in Gott die Sklaverei in der Wurzel angriff, bekämpfte die Sklaverei der Frauen noch ganz besonders durch das Dogma von der göttlichen Mutterschaft Mariens. Wie hätten Eva's Töchter die Sklavinnen des gefallenen Adam bleiben können, nachdem die wiedergeborene

Eva, die neue Mutter der Lebendigen, die **Königin der Engel** geworden war? Wenn wir in jene Kapellen der heil. Jungfrau eintreten, welche der Andacht eine besondere Berühmtheit verdanken, so erblicken wir mit eigenthümlicher Rührung die ex voto's, welche die Hand einer Mutter, deren Kind genas, oder ein armer Matrose, der durch die Schutzheilige der Seefahrer aus dem Schiffbruche gerettet wurde, dort aufhing. Allein die Augen der Vernunft und der Geschichte, die in der Marien-Verehrung gleichsam einen idealen Tempel erblicken, den der Katholizismus für alle Zeiten und alle Orte erbaut hat, sehen darin ein ex voto von höherer, socialer, universeller Bedeutung aufgehangen. Der Mann ließ vierzig Jahrhunderte lang ein drückendes Scepter auf dem Haupte seiner Gefährtin lasten. Er legte es an dem Tage aus der Hand, wo er vor dem Altar **Maria's** auf die Kniee sank. Er legte es dankbar vor ihr nieder, denn die Unterdrückung des Weibes war seine eigene Entwürdigung gewesen; er wurde von seiner eigenen Tyrannei befreit.

Die **Rehabilitirung der Frauen**, die mit dem Marien-Kultus so eng zusammenhängt, steht in einem besondern und tiefen Einklang mit den Mysterien, die in diesem Kultus verschlossen liegen. Da **Maria** der Typus des Weibes der Wiedergeburt ist, wie **Eva** der Typus des Weibes im Falle war, so hat sich, was in Maria unter Mitwirkung ihres Willens zur Wiederherstellung der menschlichen Natur erfüllt wurde, in untergeordnetem Verhältniß auch in der Regenerirung der Frauen unter der Herrschaft des Christenthums erfüllt.

Die erste Sünde war, unter einem Gesichtspunkte betrachtet, ein Verbrechen aus Stolz. »Warum gab euch Gott dieses Verbot? Wenn ihr von dieser Frucht genießet, so werdet ihr wie Götter sein, und das Gute und Böse erkennen.« Es war dies eine Verkündigung der Mysterien des Todes, welche der Engel der Finsterniß unter die trügerische Verheißung einer göttlichen Wiedergeburt verschleierte, so wie später Marien durch den Engel des Lichtes eine Verkündigung des Mysteriums des Lebens ward, und das Mysterium des göttlichen Lebens unter dem Schleier menschlicher Mutterschaft verhüllt ist. Der Stolz Eva's, der sich das Wort der Empörung durch Einwilligung zu eigen machte, wurde durch den unbedingten Gehorsam und die hohe Demuth der Antwort Maria's: »Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte,« gesühnt.

Die erste Sünde war, unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet, ein Verbrechen der Lust, denn »das Weib sah, daß der Baum Frucht trug zum Genusse, schön für das Auge und ergötzlich zu sehen, und es nahm von seiner Frucht;« Worte, welche, wie man sie auch auslegen mag, andeuten, daß der Reiz der Sinne vorherrschte und den Geist unter das Joch des Leibes brachte. Wie das Heilmittel für den Stolz in dem demüthigen Gehorsame liegt, so findet sich das Heilmittel für die Wollust in dem freiwilligen Leiden. Aber das mit der größten sühnenden Kraft gesegnete Leiden ist das, wozu die Liebe treibt, das Leiden für einen Andern, um ihn zu erleichtern. Maria sühnte die Schuld der wollüstigen Eva durch ihre innige Antheilnahme an den Leiden Jesu Christi, und

somit an den Leiden der ganzen Menschheit. Dieser zweite Akt der Sühne wird im Feste der schmerzhaften Jungfrau ausgedrückt, wie der erste durch das Fest Mariä-Verkündigung.

Nachdem die Sühnung einmal vollendet war, hat die alte Eva zu sein aufgehört, und die neue Eva ist da. Der Fall macht der Verherrlichung Platz, deren Symbol und Monument das Fest Mariä-Himmelfahrt ist. In diesen drei Festen reproduziren sich die drei Hauptmomente, in welchen die Bildung der himmlischen Eva, der Mutter des christlichen Weibes, durch die Mitwirkung des menschlichen Willens Maria's mit der Wirksamkeit Gottes sich gestaltet.

Diesen drei typischen Momenten entsprechen die drei Stufen, die drei Phasen der Rehabilitirung der Frauen. Diese Rehabilitirung hatte auf ihre Weise gleichfalls ihre Verkündigung, ihre Leiden, ihre Verklärung.

Die Geschichte zeigt, daß wenn einem Volke das Evangelium verkündigt wird, die Frauen stets eine besondere Sympathie für das Wort des Lebens an den Tag legen und durch den Eifer, es zu empfangen und zu verbreiten, gewöhnlich den Männern vorangehen. Man möchte sagen, daß die willfährige Antwort Maria's: »Ich bin eine Magd des Herrn,« in jeder weiblichen Seele ein lautes Echo finde. Dieß wurde schon beim Beginn des Christenthums dadurch vorbedeutet, daß die heiligen Freundinnen Maria's sich am Grabe des Erlösers sogar früher einfanden als Jesu Lieblingsschüler, daher zuerst die Auferstehung erfuhren und sie den Jüngern verkündigten. Die Frauen hatten bei der Ausbreitung des Christenthums

fortwährend eine hohe Aufgabe und Bestimmung. Jeder großen Epoche der Religion sehen wir eine geheimnißvolle, himmlische Gestalt unter dem Bilde einer Heiligen voranschweben. Als das Christenthum aus den Katakomben heraufstieg, da reichte die Mutter Konstantins, Helena, der alten römischen Welt das wiedergefundene Kreuz, wie es später Klotilde auf der Wiege Frankreichs aufpflanzte. Die Kirche verdankt die schönsten Arbeiten des heil. Hieronymus zum großen Theil der Gastfreiheit, welche ihm die heil. Paula in ihrer stillen Zurückgezogenheit gewährte, wo sie eine christliche Akademie von römischen Frauen errichtete. Der wahre Augustin wurde von Monika durch ihr Gebet geboren. Im Mittelalter bewahrten die heil. Hildegarde, die heil. Katharina von Siena, die heil. Theresia, besser als die meisten Theologen ihrer Zeit, die Ueberlieferungen der mystischen Philosophie, so daß in unsern Tagen mehr als eine vom Zweifel ausgetrocknete Seele an dieser Quelle sich wieder erfrischt und durch die Liebe den Weg sucht, der zur Wahrheit führt.

Der Beruf der Frauen besteht im Allgemeinen weniger darin, die Wahrheit dem Geiste, als darin, sie dem Herzen mitzutheilen. Das Wort Gottes wurde durch Maria nicht geoffenbart, sondern durch die Kraft des h. Geistes von ihr geboren. Hier tritt wieder der Typus der Aufgabe des Weibes, was die Verbreitung der Wahrheit betrifft, die nichts weiter als die beständige Mittheilung derselben ist, hervor, wie sie sich von der Aufgabe des Mannes unterscheidet. Wenn die Wahrheit sich unserer bemächtigen soll, so muß sie zuerst unserer Vernunft geoffenbart werden; dieses ist die besondere Funktion des

Mannes, weil bei ihm die Verstandeskräfte vorherrschen. Und da die Vernunft, deren Licht jedem Menschen, der in die Welt tritt, leuchtet, am wenigsten von den Gemüthsbesonderheiten, die Jedem eigen sind, bedingt, da sie das ursprüngliche, gemeinsame, offene Band der Menschheit ist, so ist diese Funktion eine öffentliche, die es mit den Massen zu thun hat; daher gehört der Lehr- und Predigtstuhl und die Entscheidung in Sachen der Lehre dem Manne. Im Weibe herrscht das Gemüth oder Gefühl vor. Der heil. Paulus scheint das anerkannt zu haben, indem er den Männern zu zweien Malen gebietet, ihre Frauen zu lieben, wie Christus seine Kirche liebt, und es für überflüssig hält, den Frauen dasselbe zu gebieten, sondern sich darauf beschränkt, ihnen Gehorsam gegen ihre Männer vorzuschreiben. Durch dieses Vorherrschen des Gemüthes wird der eigenthümliche Beruf der Frauen bestimmt, er besteht darin, zu wirken, daß die Wahrheit in das Herz eindringe, sie in Liebe zu verwandeln. Aber das Gefühl wird nicht gelehrt, sondern eingeflößt. Die Liebe entsteht beim Menschen so wenig wie bei Gott selbst auf dem Wege der Offenbarung, sondern auf dem Wege der Beseelung, und diese Beseelung wird von der innersten Beschaffenheit der Seele, welche die Wahrheit lieben soll, bedingt; sie hängt von jenen unendlich zarten Nuancen, von jenen tausend fast unmerklichen Umständen, von jenem unsichtbaren Netz von Eindrücken, Erinnerungen, Träumen und Hoffnungen ab, wodurch sich ein Herz von dem andern unterscheidet. Darum ist der dem Weibe gewordene Beruf der Beseelung ein nicht öffentlicher. Es erfüllt ihn insbesondere im Heiligthum des Familienlebens, in den Mit-

theilungen und Ergießen, wozu die Vertraulichkeit des häuslichen Lebens und jene eigene Art von Verwandtschaft, die man Freundschaft nennt, und das Unglück, welches im Stillen Trost sucht wie es im Stillen klagt, die Seele hinreißt. Beim Lehren der Frauen ist es nicht darauf abgesehen, den Geist zu erschüttern, sondern jedes Herz in seinem innersten Leben zu ergreifen. Solches macht unstreitig weniger Lärmen, allein es dringt tiefer ein. Die große Stimme, welche die Wahrheit durch alle Zeiten hindurch verkündigt, besteht aus zwei Stimmen; der des Mannes gehören die hellen und Grundtöne, das Weib haucht sich in den weichern, verhüllten, milden Lauten aus, bei deren Schweigen die andere Stimme nur das Harte der Stärke haben würde. Aus ihrer Vereinigung geht die majestätische und süße Harmonie hervor.

Mögen die Frauen sich nicht über den ihnen gewordenen Antheil beklagen. Wenn sie nicht das Amt haben, die Menschen zu **regieren**, so haben sie dafür das, den Menschen zu **bilden**, wie der christliche Platon richtig bemerkt: »Der sittliche Mensch ist mit zehn Jahren vielleicht schon gebildet, und es ist stets ein großes Unglück, wenn er es nicht auf den Knieen seiner Mutter wurde; nichts vermag diese Erziehung zu ersetzen. Wenn es sich die Mutter zudem zur Pflicht macht, ihrem Kinde das göttliche Siegel fest auf die Stirne einzudrücken, so kann man fast gewiß sein, daß die Hand des Lasters es nie ganz zu verwischen vermag.« *)

Die Rehabilitirung der Frauen unter dem Einflusse des

*) *M. de Maistre*, Soirées de St. Pétersbourg.

Christenthums beginnt mit den Funktionen, welche sie bei der Verkündigung der Wahrheit verrichten. Der zweite Akt dieser Rehabilitirung besteht in der Liebe, mit der sie sich zur Linderung aller Leiden der Menschheit vereinigen, eine Liebe, die ihren besondern Typus in dem Mitleiden der schmerzhaften Mutter hat, die am Fuße des Kreuzes weint. Ein christlicher Dichter, Klopstock, läßt im Augenblick des Hinscheidens Jesu Christi die Seelen von Adam und Eva aus der Unterwelt hervorkommen und über den Calvarienberg schweben, um dort ihr Werk zu betrachten. In dieser schönen Idee ist nicht alles Dichtung. Der Urmensch wurde auf dem Calvarienberg durch den heil. Johannes repräsentirt, den künftigen Apostel der Liebe und somit Erstgeborenen der neuen, von Christus erzeugten Menschheit; Eva erschien daselbst in Marien. Allein der heil. Johannes war von seinen geflüchteten Gefährten verlassen und trug den stillen Schmerz des Mannes allein zu den Füßen des Kreuzes. Bei Maria war das nicht der Fall, sie hatte Gefährtinnen, welche die Thränen ihres Mitleids zu den ihrigen mischten. So wurde hier der erste Verein christlicher Liebe von Frauen gestiftet, eingeflößt durch die letzten Seufzer des Erlösers. Man sieht hier die prophetische Vorbildung einer Thatsache, die sich in allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung wiederholte. Bei allen Werken des Mitleids und der Aufopferung waren stets merklich mehr Frauen als Männer thätig. Sie scheinen mit den Thränen der heiligen Frauen am Calvarienberge einen größeren Reichthum an Mitleid gesammelt zu haben; die Männer haben nur die Thränen des einzigen Johannes geerbt. Ich will das Bild, das ich vor Augen

habe, hier nicht zeichnen; die Geschichte der christlichen Liebe ist eine große und lange Geschichte, und ich wundere mich, daß dies gerade die einzige ist, die man nicht geschrieben hat. Ich beschränke mich auf eine einzige Bemerkung. Der Katholizismus hat mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit religiöse Vereine von Frauen hervorgebracht, die sich der Linderung jedes menschlichen Leidens widmen. Diese Gesellschaften der Aufopferung, die zur Armuth sagen: Du bist unsere Tochter! und zu allen Leiden: Ihr seid unsere Schwestern! diese Gesellschaften sind Maria's geistliche Nachkommenschaft. Alle haben Sie zur Beschützerinn, alle streben, Ihre Tugenden nachzuahmen, und ihre unbedingte Hingebung ist wirklich nur durch den Glauben möglich, der die Grundlagen des Kultus der heil. Jungfrau bildet. Wie könnten sich diese bewundernswerthen Jungfrauen jeden Augenblick und ganz und gar ihren Werken christlicher Liebe widmen, wie könnten sie ihr Leben zum Tragen fremder Leiden verbrauchen, wenn sie Gattinnen und Mütter wären und folglich die Pflicht hätten, sich vorzugsweise ihren Familien zu widmen? Allein das Gelübde der Jungfrauschaft, diese göttliche Verfassungsurkunde, welche ihnen die höchste aller Freiheiten, die Freiheit der Opferung ihrer selbst, garantirt, steht ganz besonders mit der Apotheose der Jungfrauschaft in der Mutter des Gott-Menschen in Zusammenhang. In dem Hymnus, der am Charfreitage am Grabe Jesu Christi gesungen wird, spricht die Kirche zu Maria: »O allerglorreichste Jungfrau, sei mir gnädig!« Was wird sie von Maria verlangen? Irgend eine große Gunst ohne Zweifel, da ihre Bitte sich durch Lob und Preis, bald hätte ich gesagt durch

eine fromme Schmeichelei Eingang zu verschaffen sucht. Diese große Gunst ist: »Laß mich mit dir weinen.« *) — Dies Wort ist in das Herz der Heldinnen der christlichen Liebe eingegraben. Wenn sie stets bereit sind, die zu trösten, welche leiden, so rührt es davon her, daß sie sich selbst fast alles irdischen Trostes zu berauben wußten; sie würden nicht mit allen Unglücklichen theilnehmend zu weinen vermögen, wenn sie nicht mit der heil. Jungfrau weinen gelernt hätten.

Gefährtin und Nachbild des Mannes im Dienste der Wahrheit, Leiterin und Vorbild desselben im Dienste der Liebe, das ist das Weib, wie das Christenthum es uns zeigt, das sind auch die beiden Basen seiner Verherrlichung schon auf Erden. Denn das Mysterium der Apotheose geht in Betreff des Weibes in gewissen Beziehungen schon auf Erden vor; man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur den Zustand der Erniedrigung, der physischen und moralischen Sklaverei, in welcher es bei den gebildetsten Völkern und in den glänzendsten Perioden der alten Welt gehalten war, mit der wunderbaren Verherrlichung zu vergleichen, die es dem Christenthum verdankt. In der Himmelfahrt der heil. Jungfrau bewirkte der Charakter ihrer himmlischen Seele eine Verwandlung ihrer körperlichen Hülle, welche die Eigenschaft verklärter Körper, Unzerstörbarkeit, Glanz und Fessellosigkeit annahm. Diese Verwandlung findet bei den Töchtern Maria's eigentlich nur am Tage ihrer Auferstehung statt; allein

*) Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere.

sie spiegelt sich schon in ihrer socialen Stellung ab, die, wie der Körper, die Hülle ihres geistigen Lebens ist.

Das Christenthum hat die Unverderblichkeit der Frau aufgestellt, indem es den Gedanken des Ehebruches, den Gebrauch der Vielweiberei, der nichts weiter als ein legaler Ehebruch, und das trügerische Recht der Ehescheidung, das nichts weiter als eine successive Vielweiberei ist, mit Mißbilligung belegt. Nur die Heiligkeit, Einheit und Unauflösbarkeit der Ehe, die nach einem gewöhnlich gewordenen Ausdrucke zur Würde des Sakraments erhoben wurde, war im Stande, der Rückkehr der heidnischen Sitten wirksam zu begegnen, denen die Kirche übrigens durch die wachsameu Bestimmungen ihrer Ehegesetzgebung, welche fast ausschließend den moralischen Schutz des Weibes bezweckt, zahlreiche Hindernisse in den Weg legte. Anderer Seits knüpft der katholische Glaube, besonders hier, die geringsten Einzelnheiten der positiven und praktischen Moral an die erhabensten Ideen. Die christliche Ehe ist nicht blos ein Bild der Verbindung Jesu Christi mit seiner Kirche, sondern, da diese mystische Verbindung selbst wieder ein Bild der ewigen Vereinigung der göttlichen Personen nach jenem Ausspruche des fleischgewordenen Wortes: Sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ist, so steigt die Heiligkeit der Ehe von Stufe zu Stufe, und sucht ihre Quelle in den geheimnißvollen Strahlen des Allerheiligsten. Daher auch jener Heiligenglanz von Achtung und Ehre, welcher die Frau bei den christlichen Nationen umgiebt; ein Glanz, der gleichsam ein irdischer Schatten des Kleides von Licht und Glorie ist, welches den jungfräulichen Leib Maria's umhüllt. Die dritte Eigenschaft

verklärter Körper, Ungebundenheit, die eine größere Losgebundenheit von den Gesetzen der Materie oder die Freiheit ist, sich im Raume zu versetzen, wie die Seele es wünscht, findet hienieden ihr Vorspiel in der Freiheit, welche die christlichen Sitten den Frauen gewähren, und ihnen nur die christlichen Sitten gewähren; denn diese Freiheit, die uns so natürlich erscheint, ist in den Augen der Völker, die dem Evangelium fremd sind, ein so erstaunliches Wunder, wie die Erscheinung des Eises für die Einwohner der heißen Zone.

Die drei Phasen der Rehabilitirung der Frauen entsprechen auf eine noch tiefere Weise den höchsten Mysterien. Indem sie mit den Männern zur Verbreitung der Wahrheit mitwirken, sind sie mit dem Worte Gottes, dem Lichte der Vernunft, vereinigt. Sie haben Theil am h. Geiste, dem Tröster, am Geiste der Liebe, durch die Liebe, mit der sie des erhabenen Monopols, alle Leiden zu lindern, sich bemächtigen, und die hohe Stufe von Macht und Freiheit, welche ihre irdische Erhebung ausmacht, ist ein Geschenk des Vaters, von dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden ausgeht. So bildet das Christenthum mit den Trümmern des durch die Sünde zerstörten Urstandes eine neue Eva, und obgleich ihre gänzliche Regenerirung auf dieser Welt nicht zu Stande kommt, so erhält diese dadurch doch schon etwas von dem verlornen Paradiese.

Diese Rehabilitirung, die, wie wir sahen, mit so engen Banden an den Kultus der heil. Jungfrau geknüpft ist, wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums durch Sekten gefährdet, welche Marien ihren Titel als Mutter Gottes

bestritten. Eine allgemeine Kirchenversammlung trat zusammen, um ihr denselben zu bewahren. Wenn die Frage, welche damals verhandelt wurde, im Wesentlichen nur das Mysterium der Fleischwerdung des Wortes betraf, so berührte sie in untergeordneter Beziehung doch auch das sociale Wunder der Stellung der christlichen Frauen. Der göttliche Charakter, womit das Christenthum ihre Stirne bezeichnet hat, war verdunkelt, sobald der Name der Mutter Gottes aus dem Glaubensbekenntniß herausgestrichen wurde; der Morgenstern hätte nicht untergehen können, ohne für immer einen unseligen Schatten auf das Loos der Frauen zu werfen.

Ihr Loos lief große Gefahr im Mittelalter, zur Zeit der Kreuzzüge. Europa, das bewaffnet nach Asien zog, sah dort die muselmännischen Sitten und die Religion der Sinnlichkeit. Es stand zu besorgen, daß es mitten in seinen Siegen von ihnen besiegt würde. Es konnte sich dort fremde Ideen und unbekannte und drohende Versuchungen holen. Aber gerade damals belebte sich die Andacht zur heil. Jungfrau mit neuer Gluth, was offenbar ein Werk der Vorsehung war. Der Mann dieses Jahrhunderts, auf dessen Ruf sich die Völker nach Syrien stürzten, fand Töne unaussprechlicher Süßigkeit, um Maria zu feiern, und in Millionen Herzen tönten die rührenden Laute, man könnte sagen, die himmlischen Lieder des heil. Bernhard wider, als hätte ein höheres Licht ihm geoffenbart, daß in dem Augenblick, wo die Christenheit sich den Ränken der alten orientalischen Schlange ausgesetzt fand, eiligst der Enthusiasmus für die göttliche Jungfrau, welche ihr den Kopf zertreten, wieder erweckt und der unreinen Ver-

führung die keusche Magie ihres Kultus entgegengesetzt werden müsse.

In unsern Tagen hat man den Frauen eines der Wörter ins Ohr geflüstert, die Eva vernahm, als Satan ihr schwur, daß sie das freie Weib werden würde. Man sagte ihnen, daß die Wissenschaft des Guten und Bösen ihnen endlich enthüllt werden würde, daß die Nachahmung des Viehes das Geheimniß in sich schließe, sich in Götter zu verwandeln. Man versprach ihnen in einem künftigen Eden eine höllische Apotheose. Diese verbrecherischen Extravaganzen wirkten jedoch nicht sehr verführerisch auf sie. Die Frauen erkannten zuerst, wohin das führe. Sie begriffen mit jenem Verständniß des Herzens, welches die langsamern Schritte des Raisonnements überflügelt, daß kein wahrer Fortschritt möglich sei als in den Geleisen, welche das Christenthum vorgezeichnet hat; daß wenn ihre Zukunft sich von dieser Bahn verirren sollte, es nur ein Rückschritt sein könnte, nicht bloß zu den heidnischen Sitten, sondern zu noch Schlimmerem; daß es für sie nur Trug, Knechtschaft und Fall giebt überall, wo die Mysterien der strengen und milden Religion, durch welche Maria ihre Mutter wurde, nicht herrschen.

O Maria, ich opfere Dir diese Zeilen, die ich am Tage deiner unbefleckten Empfängniß schreibe, und bitte Dich dennoch, sie mir zu verzeihen. Ich fühle, daß in Deinem Kultus tiefere und göttlichere Geheimnisse verborgen liegen, als meine Feder anzudeuten vermag. Ich habe nur die untere Seite, die irdischen Wirkungen dieses Kultus betrachtet; allein seine obere Seite, die, welche an die Geheimnisse des Himmels

grenzt, habe ich im Schatten meiner Unwissenheit gelassen. O Mutter der Menschen, Du bist nach einem alten und heiligen Ausdrucke die Erstgeborne des Schöpfers, deren Stirne die Sterne umkreisen, während die Falten Deines Gewandes die Erde berühren. Mögen die, deren Blick reiner ist, als der meinige, die zwölf Sterne erklären, die Dein Haupt krönen; ich, der einfache Erzähler Deiner demüthigen Erhabenheit, ich versuchte blos zu sagen, wie die Töchter Eva's ein Ausströmen jener Wohlgerüche, wovon die Kirche im Hohenliede spricht, fühlen, sobald sie den Rand Deines geheimnißvollen Gewandes berühren. Andere werden es besser sagen, als ich, denn die Harfe Sions wird ihnen gegeben werden, um es zu sagen, und der Augenblick naht, wo die christliche Poesie in der Gluth ihrer Wiedererweckung von Dir Dinge erzählen wird, welche weder die Glasfenster unserer alten Kathedralen, noch Raphaels Madonnen und Pergolese's Töne erzählten. Dies große poetische Fest bereitet sich vor, die Zubereitungen sind sichtbar. Das Heidenthum, das in den Künsten ewig zu leben schien, ist vom Genie daraus vertrieben worden. Der falsche Hesperiden Garten mit seinen goldnen Aepfeln versteckt uns das irdische Paradies nicht länger. Wir wissen, welche unsterbliche Hoffnung unter der Mythe der Pandora verschleiert lag, und in den Wolken, in welche sich der fabelhafte Olympus verliert, sehen wir die Spitzen des Calvarienberges und des Tabor glorreich sichtbar werden. Dein Platz, o Maria voll der Gnaden, ist also bereitet; er ist hoch und schön. Wie Venus in der Poesie der Sinnlichkeit herrschte, so wirst Du den Thron der Poesie der Seele einnehmen.

Diese Poesie singt die Geheimnisse des Lebens und des Todes, den uralten Schmerz und die künftigen Freuden, und Du besitzest das Geheimniß dieser Dinge und ihrer inneren Harmonie, o schmerzhafte und gnadenreiche Mutter! Rein ist der Weihrauch und frisch sind die Blumen, womit die Hand der Jungfrauen den Boden Deiner Kapellen bestreut; allein die Stimme der ganzen Seele, die heilige Poesie, die auf dieser Erde sich fremd fühlt, die das Vorgefühl einer schönen Welt hat, die die Unendlichkeit athmen will und deren Lieder nichts sind als ein Gebet, steigt höher als die Düfte der Blumen und des Weihrauches. Sie gelangt dahin, wo Du bist, dahin, wo Du unter Deinen Füßen Sterne wie Blumen des Lichtes im unendlichen Raume keimen und die Welten sich wie ein ewiges Rauchfaß schwingen siehst.

Maria auf dem Todeshügel.

Die Erde bebt, der Sonne Strahl erlischt,
Im Hain verstummt der Vögel lauter Chor,
Ein Todesschau'r durchzittert die Natur;
Im dunkeln Flore trauert tief die Welt
Um ihren Heiland. — Dort am Hügel steht
Die Mutter ihres Sohns und Herren, der
Am Kreuzesgalgen unter Sündern jetzt
Erblaßt und stirbt, — von dem Geschöpf getödtet
Als Sünder tilget er den Tod der Sünder. —
Wie in der schwülen, angsterfüllten Nacht
Der Ungewitter eine hohe Palme,
Steht hehr sie da, die Dulderin, und schweigend.
Wie anders als der Menschen erste Mutter
Im Paradiese einst bei jenem Baume,
Wo der Erkenntniß Frucht des Gut und Bösen
Den Tod gebar, steht sie beim Todesholz,
Dem Leben überschwenglich bald entsprießt.
Stumm blicket sie empor, durchbohrt die Brust
Vom siebenfachen Schwert der bittern Schmerzen,
Und kann nicht Rettung Ihm noch Lind'rung geben.

Verhöhnung, Läst'rung, frecher Spott erschallet
Und lacht, und zischt mit wildem Hohngelächter;
Doch ihres Herzens Fels ist hoher Glaube,
Der Hoffnung feste Zuversicht, daß sich
Sein Wort noch herrlich wird und treu bewähren.
O Jungfrau, reiner, heil'ger Spiegel Du
Der Hoffnung, tiefer Demuth und des Glaubens,
Und heil'ger Lieb' und Einfalt, Musterbild
Der Duldung in der Mittagsglut des Lebens
Und in des Todes schwarzer Mitternacht,
Erbarm' Dich unser! O Du Auserwählte
Von Gottes ew'ger Huld, dem neuen Tag
Voranzuzieh'n als strahlende Aurora,
Begrüßt von Engeln, herrlich zu verkünden
Die nahe Sonne der Gerechtigkeit,
Als sanftes Abendroth ihr nachzuglüh'n
Und nachzuzieh'n gleich goldner Rosenwolke:
O heil'ges Erdreich, wo entsproß und keimte
Der Baum des ew'gen Lebens, Brunnen, dem
Lebend'ger Wasser heil'ger Quell entsprudelt,
Der alle Menschheit tränket, heimwärts führt
Zum Schoos des Vaters und der ew'gen Liebe:
O fleh' für uns mit mächt'ger Mutterbitte
Zu Deinem Sohn, daß unsre Herzen auch
Er auserwähle, drin zu wohnen und zu herrschen.
O fleh' für uns, daß nicht der Lärm des Lebens,
Der Rauch der Welt und gift'ger Hölle Broden
Mit Truggebilden falscher Herrlichkeit

Der ew'gen Wahrheit Kleinod uns umschlei're,
Verlockend uns vom Kreuze Deines Sohnes.
Laß, Mutter! uns, wie durch den Glauben stark
Und fromm vertrauend Ihm dereinst
Auf Golgatha Du unerschüttert standest,
Uns fest im schweren Sturm der Leidenschaften stehn,
Und in des Lebens Wirren, in der Welt,
Wo noch gemischet Tresp' und Waizen wuchert
Und blüht und reift zum Tag der großen Aerndte.
Doch wenn zum Weltgerichte die Posaune
Erschallt und ruft, was lebt und was begraben,
In Todesangst die Herzen alle schlagen
Und zittern vor dem letzten Richterspruch,
Dann sei, o hehre Jungfrau, Jesu Mutter,
Du unser Schild, sei unser Schutz und Hort,
Und fleh' für uns zum ew'gen Erbarmer!

Jakob.

Die Kirche der Templer im Lande der Ungläubigen.

Sei mir gegrüßt, verlass'ne Gotteshalle,
Sei mir gegrüßt, verödeter Altar!
Vor dem sich beugte, bei der Hymnen Schalle,
Des Tempels priesterliche Ritterschaar!
In dieser Oede, wo jetzt Schatten trauern,
Erglänzte hoher Feste Siegespracht;
Das heil'ge Chrisma salbte diese Mauern;
Das ew'ge Opfer ward hier dargebracht.

Wo bist du, Bild der Mutter aller Gnaden,
Das einst, auf prangendem Altar erhöht,
Den Pilger winkte zu des Jenseits Pfaden,
Das Bild der Reinen, die für Sünder fleht,
Das Bild der Huld, der Mutter voll Erbarmen,
Die, zu der Schmerzen Kampf und Sieg geweiht,
Dem Herrn der Ewigkeit in Liebesarmen
Das Gotteslamm als Sühnungsopfer beut!

Wo such ich dich? Der Geist, der hier gewüthet,
Verstieß dich vom Altar, vom Gotteshaus
Zur Kirchhofspforte, und der Miethling biethet,
Ein neuer Judas, dich den Käufern aus.
Die Spinne webt im Moder und im Staube
Der Mutter Gottes einen Schleier hier;
Doch treu und liebend grüßet dich mein Glaube:
»**Ave Maria!**« spricht er noch zu dir.

Verlassen liegst du, Altar! Gottes Strafen
Entzogen dir die heil'ge Gegenwart;
Nur die vergess'nen Märtyrer noch schlafen
In deines Grabes Höhlung, treu bewahrt.
Kein Fest begrüßet mehr mit frommen Psalmen
Den Tag, da sie den Herrn im Tod bezeugt;
Kein Weihrauch dampfet ihren blut'gen Palmen;
Das Chor verstummte und der Hymnus schweigt.

Verlassen liegst du, wie zu deinen Füßen
Die treue Priesterschaar, in deren Hand
Du einst des ew'gen Opfers Blut sahst fließen,
Geschmückt mit Kelch und Kreuz und Meßgewand.
Euch kann der Enkel Zwiespalt nicht mehr rauben
Der Weihe Heiligkeit von Gott gesandt;
Und euer Grabstein predigt noch den Glauben,
Der längst aus diesen Mauern ward verbannt.

Was sagst du mir, mit gothisch frommer Zierde
Geschmücktes, stummes, priesterliches Grab?
Was sagen diese Zeichen höh'rer Würde,
Die heil'ge Mytra mit dem Hirtenstab?
Warst du der fromme Vater dieser Todten?
Hast du sie einst, wie der Erlösung Stern
Die Magier nach Bethlehem, entbothen
Zur Wiege und zum Kreuze deines Herrn?

Du hast dem Glücke Demuth, Trost den Schmerzen
Gelehrt mit starker, liebender Geduld,
Dir beichteten die jetzt verstarrten Herzen,
Erweicht in Thränen, die geheime Schuld.
Der Quell, aus dem die Siechenden gesunden,
Ist nicht versiegt; der Herr, zu dem du flehst,
Nennt heute, was du bandest, noch gebunden,
Nennt heute, was du löstest, noch gelößt.

Du frommer heil'ger Glaube uns'rer Ahnen!
Vergebens trat der Mensch dich in den Staub,
Und schmückte sich auf der Verirrung Bahnen
Mit deiner Tempel frevelhaftem Raub.
Zum Fluche ward ihm der gestohl'ne Segen;
Zum Irrlicht ihm der Strahl der Ewigkeit;
Des Himmels reiner Thau zum Schlangenregen;
Und Aaron's Priesterschmuck zum Bettlerkleid!

Du ewig fester Glaube, den erworben
Das Blut des Herrn der Kirche, seiner Braut;
Du lebst, wenn gleich die Heiligen gestorben,
Die einst du diesen Gräbern anvertraut;
Was du einst sprachst in ihrer Todesstunde,
Erquickt den frommen Sterbenden noch heut;
Weit um den Erdkreis tönt von Mund' zu Munde
Der heil'ge Canon der Apostelzeit!

Sind gleich verloschen dieses Altars Kerzen,
So glüht der Sehnsucht Flamme doch noch hier;
Und heil'ge Ahnung der verwaisten Herzen
Grüßt deines Sieges nahendes Panier.
Der Tag wird kommen, da den alten Psalmen
Der langentweihte Tempel lauscht entzückt!
Der Tag wird kommen, da mit jungen Palmen
Dies modervolle Heiligthum sich schmückt!

Baron Franz v. Maltitz.

Donna Teresa de Cepede.

„Mein Gott, nicht ob des Himmels ew'gen Freuden,
Womit du einst den Frommen willst umfangen,
Nicht ob der grausen Hölle Schreck und Bangen
Will ich Dich lieben und die Sünde meiden.
„Doch schau' ich, Heiland, Deine bittere Leiden,
Seh' Dich verhöhnt, am Kreuze blutend hangen,
Zerfleischt den Leib, vom Tod gebleicht die Wangen,
Und unter tausendfacher Qual verscheiden;
„Da fühl' ich mich von heißer Glut durchdrungen.
Ich liebt' Dich, stünd' auch nicht der Himmel offen,
Wollt', ohne Hölle, Herr, Dich nicht betrüben.
„Du hast allein zur Liebe mich bezwungen,
Drum, dürft' ich selbst nicht, was ich hoffe, hoffen,
Ich könnte mehr nicht, als ich liebe, lieben.

Welch bezeichnenderes Vorwort ließe sich zu der Darstellung des Lebens der unsterblichen Sängerinn himmlischer Liebe oder der himmlischen Nachtigall ewiger Liebeslust wohl finden, als eben diese zarten, rührenden, schmelzenden Töne ihres Herzens, dieses Herzens, das nichts wußte, nichts kannte, nichts that als lieben! Und von einer andern Seite, welche Literatur hat etwas aufzuweisen, was an Einfachheit, Wahrheit und Innigkeit diesen Lauten einer armen Nonne vergleichbar

Rieder gez. *Jos. u. Fr. Stöber in Stahl*

wäre *)? Wir fühlen uns durch diesen tiefsinnigen Ausdruck unbedingter, schrankenloser, d. h. wahrer Liebe sogleich mit dem ganzen Leben und Sein, allen Schmerzen und Freuden, allem Reichthum ihres Wesens vertraut und begreifen den Zauber, welchen sie über alles ausübte, was ihr nahte, die Kraft und Geduld, womit sie Leiden und Widerwärtigkeiten ertrug und besiegte, und die Gnade, welcher eine solche in Liebe glühende Seele von der ewigen Liebe gewürdiget werden mußte.

Wie trostreich ist es nicht, in frostiger Gegenwart einer einseitig verständigen, ja altklug gewordenen Zeit, des Lebens, Leidens und Wirkens solcher Menschen zu gedenken, die wie Sonnenblumen stets zum Lichte gewendet, das alle Menschen erleuchtet, von dieser Liebe und von diesem Lichte auch dergestalt durchdrungen wurden, daß sie, hellstrahlend und wärmend, in Nähe und Ferne, ihr demüthiges, segenreiches Dasein kund geben mußten! Ja noch reicher scheint diese Trostquelle, die Bestätigung göttlicher Verheißung, zu fließen, wenn wir solche hellscheinende Lichter unserer Zeiten ganz nahe gewahren, so nahe, daß wir billig mit dem Apostel ausrufen müssen: Jesus Christus gestern und heute, und immerdar! Denn sein Reich ist ein ewiges Reich, und sein Werk ein ewiges Werk!

Von dieser Seite ist denn das so thaten- und begebenheitenreiche sechszehnte Jahrhundert eben auch überaus

*) Hr. Böhl von Faber schreibt in seiner reichhaltigen und wohlgewählten Floresta dies Sonett, wir wissen nicht aus welchem Grunde, dem h. Franz von Xavier zu. D. H.

merkwürdig. Wie wenn von allen Seiten schwere Gewitterwolken heraufsteigen, und bald nachher, da und dort losbrechend, mit Blitzschlägen, Hagel und Regengüssen die Saaten und Weinberge zerstören, so sah man auch damals die furchtbarsten Unordnungen und die blutigsten Kämpfe in den meisten Ländern Europa's wüthen, und wenige nur im Schooße des Friedens verharren, in welchem aber auch köstliche Früchte und edle Samenkörner zur Reife gediehen, wohlgeeignet, noch lange nachher der Noth zu steuern, die auf die Stürme gefolgt war. In den Hochgebirgen Schottlands wie in den Alpenthälern der Schweiz, an den Ufern der Seine, wie an jenen der Weichsel, überall loderten die Flammen des Hasses; und statt der milden Liebesflamme der Wahrheit sah die neue Zeit mit ihren vielfältigen Meinungen wie ein grauses Nordlicht herein, das mit tausend dräuenden Schwertern leuchtet, ohne zu wärmen. Und während der kalte, abmessende, aber auch abgemessene, Verstand im Norden sich zum Alleinherrscher über das ganze Menschengemüth zu erheben strebte, und wirklich in so manchen Kraftbegabten, die die Weltgeschichte nicht anders als groß nennen kann, sich erhob, ließ die ewige Vorsicht in den friedlich gebliebenen Gegenden des Süden und Südwesten des christlichen Europa's, christliche und heilige Künstler blühen, nicht solche blos, welche in hoher Bildnerei und wundersamen Gemälden sich übten, sondern auch solche, deren lieb- und schmerzvoller Lebenswandel selbst ein heiliges Kunstwerk war, und durch unläugbare Züge der größten Aehnlichkeit an die herrlichen Zeugen und Bekenner der ersten Kirche sie anreiht.

Hieronymus Emiliani, Thomas von Villanova, Andreas Avellini, Johannes de Deo, Ignaz von Loyola, Philipp Neri, Felix von Cantalicio, Franz von Xavier, Franz Borgia, Catharina Ricci, Pascal Baylon, Ludwig Bertrand, Johannes vom Kreuz, Aloys Gonzaga, Angela Merici, Maria Magdalena von Pazzi, Stanislas Koska, Katharina von Cardona, Petrus von Alcantara, Pius V., Carl Borromeo, Ludwig von Granada, Franz von Sales, Balthasar Alvarez, Thomas a Jesu u. a. m., lauter hochgefeierte Menschen, welche in jenem Jahrhundert lebten, duldeten, kämpften und leuchteten, ja die Mehrzahl derselben begann und endigte ihr irdisches Dasein in demselben. Ihr Leben und Wirken, ihr wahrhaft evangelischer Wandel, und ihr rastloser Liebeseifer behaupten, wenn auch der Welt vielleicht wenig, oder nur auf irrige Weise bewußt, einen innigeren und mächtigeren Einfluß auf die Welt- und Menschengeschichte, als die vielseitigste Darstellung zu erklären vermöchte; auch die ungemeinen Fortschritte, die der Glaube im östlichen Asien, im Süden und Norden Amerikas und in andern der entlegensten Erdstrichen gemacht hat, sind eine Frucht der unsäglichen Arbeiten dieser Helden des Friedens. Aber es war vielleicht ein wundersames Werk, den gesunkenen Glauben in christlichen Reichen wieder aufzurichten, als ihn in Gegenden zu verpflanzen, wo die Worte des Heils noch nie verkündigt worden waren.

Mit besonderer Schönheit aber glänzt unter diesen Gefeierten ihre Zeitgenossin, Donna Teresa de Cepede, ge-

nannt Theresia a Jesu. Wer vermag die Herrlichkeit dieser heldenstarken Jungfrau auszusprechen? Ihr wahrhaft schimmerndes Genie, verbunden mit wahrer Demuth und Selbstverachtung; die Einfalt und Fröhlichkeit ihres arglosen Herzens, ihre erstaunliche Geduld und Ausdauer in Ertragung der schwersten Leiden, Verfolgungen und Arbeiten; die unerschütterliche Festigkeit ihres Vertrauens zu Gott, und vor allem die wundersame Kraft ihrer flammenden, freudigen Liebe, und die Klarheit ihrer übernatürlichen Erleuchtungen machen sie der ehrenvollsten Namen wohl werth, nach welchen sie bald die »Lehrmeisterin des Gebetes« und die »Meisterin der christlichen Vollkommenheit«, bald die »seraphische Jungfrau«, oder auch, als Ordensstifterin, die »seraphische Mutter« genannt wird. Und wahrlich, wer von ihrer Lebensgeschichte und ihren Schriften einige Notiz nehmen will, der wird, so nur sein Geist aufrichtig vom Gemeinen und Nichtigen zum Höhern und Heiligen strebt, inne werden, daß hier eine Seele sich kund gebe, die durch Kraft des Höchsten schon hienieden, von den Banden der Sinnenwelt entfesselt, zu seraphischer Liebe und Erkenntniß sich erschwungen hat. Und wenn man schon einen Platon göttlich genannt hat, den die Vorsicht nicht umsonst mit solcher Geistesschöne geschmückt, damit die Welt erkenne, wie die höchste Höhe der Weltweisheit in eine Wolkennacht sich verliere, die nur göttliche Offenbarung erhellen kann, so dürfte es doch wohl den Anbetern der himmlischen Weisheit, die sich uns geoffenbaret hat, erlaubt sein, bei dieser von ihr erleuchteten Jungfrau auszurufen: Hier ist mehr als Platon! Und wen diese Aeußerung

überspannt oder schwärmerisch bedünken will, der wird die wundersamen Worte zu beherzigen gebeten: Ich danke Dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du es den Weisen und Verständigen verborgen hast, und hast es den Kleinen offenbaret! (Matth. 11, 24—26).

Die Lebensgeschichte dieser heiligen Jungfrau, eine ununterbrochene Reihe innerer und äußerer Kämpfe, unsäglicher Leiden und Anstrengungen und wunderbarer Führungen und Erleuchtungen von Dem, welchem sie allein lebte, lies't sich am besten und fruchtbarsten in den Erzählungen, die sie auf Befehl ihrer Gewissensräthe selber verfaßt hat *), und worin sie mit einer Aufrichtigkeit sich anzuklagen pflegt, die den Leser nur beschämen kann. In diesen Blättern läßt sich, des engen Raumes wegen, leider nur eine sehr kurze Skizze ihres Lebens geben.

Laß, o Herr, mich leiden,
Leiden oder sterben!
Also seufzt Theresia;
Denn nur eins von beiden
Kann Dein ewig Reich erwerben.

---

*) Es sind neuerlich zwei Uebersetzungen von diesem anziehenden Werke erschienen, die eine 1827 in Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Bekenntnisse aus dem Leben der heil. Theresia von Jesu, Stifterin der Barfüßer-Carmeliterinnen; von ihr selbst beschrieben", die andere 1831 in Sulzbach; Letztere bildet den I. Theil der „sämmtlichen Schriften der heil. Theresia", herausgegeben von dem jetzigen Domkapitular zu Regensburg, Hrn. Gallus Schwab.

Wie Du vom Verderben
Mich durch Qual und Leiden
Liebend hast erlöset,
So nur erst im Sterben
Laß mich von den Schmerzen scheiden.

Theresia wurde den 28. März 1515 zu Avila in Alt-Castilien geboren, wo ihr Vater, Don Alfonso Sanchez de Cepede, begütert war; ihre Mutter hieß Beatrix, und war aus dem adeligen Geschlechte der Ahumada. Don Alfonso war nicht reich, gab jedoch seinen vielen Kindern, er hatte von zwei Frauen 8 Söhne und 4 Töchter, eine standesmäßige und sorgfältige Erziehung. Theresia giebt uns von ihren Aeltern und ihrer ersten Erziehung eine anziehende Schilderung, worin es unter anderm heißt: »Mein Vater liebte das Lesen guter Bücher überaus, und besaß mehrere, damit seine Kinder sie lesen konnten, und meine Mutter unterstützte ihn thätig in seinen Bestrebungen, indem sie uns zu Gott beten lehrte und uns kindliche Verehrung für die heiligste Jungfrau und die Heiligen Gottes einflößte. Diese Gefühle ergriffen schon in meinem sechsten und siebenten Jahre mein Herz mit aller Macht. Gleich mächtig wirkte das Beispiel meiner Aeltern, welche ich nie nach Anderm streben und Anderes schätzen sah, als die Tugend. Mein Vater war sehr liebreich gegen die Armen und mitleidsvoll gegen die Kranken; sein Gesinde behandelte er mit außerordentlicher Güte und Milde. In seinen Aeußerungen war er offen und gerade; nie hörte ihn Jemand Abwesende verkleinern; an Freundlichkeit und Leutseligkeit übertraf ihn keiner. Auch meine Mutter war sehr tugendhaft. Obgleich sehr schön, achtete sie auf ihre

Schönheit doch so wenig, daß eine bejahrte Frau nicht eingezogener hätte leben können, als sie. Sie war von überaus sanftem Gemüthe und besaß sehr viel Verstand. Bei ihrem schwächlichen Körper war sie häufig Krankheiten unterworfen, und starb, ehe sie ihr vier und dreißigstes Lebensjahr erreicht hatte.«

Unter ihren eilf Geschwistern, die sie alle aufs zärtlichste liebte, und obschon sie der vorzüglichsten Gunst des Vaters genoß, auch von allen in gleichem Grade geliebt ward, gesellte Theresia sich doch meistens zu einem Brüderchen, Roderico genannt, von fast gleichem Alter mit ihr. Sie lasen häufig Erbauungsbücher mit einander und besonders das Leben der Heiligen, und wurden vornehmlich von dem Gedanken der Ewigkeit so tief ergriffen, daß man sie manche Tage immerfort die Worte wiederholen hörte: Ewig! ewig! ohne Ende! Ihre kindlichen Herzen wurden aber von einer solchen Liebe zum Herrn, und von einer solchen Begierde, zu Ihm zu gelangen, entzündet, daß sie den Anschlag faßten, sich auf maurisches Gebiet zu begeben, und dort durch das Bekenntniß des christlichen Glaubens den glorreichen Märtyrertod zu sterben. Die kaum achtjährigen Kinder machten sich eines Tages wirklich zum Thore hinaus, wurden aber von einem Bekannten ihres Hauses, der ihnen begegnete und sie fragte, wohin sie gingen, bald wieder heimgebracht. Rührend ist es, daß Theresia in diesem Alter schon gar oft vor einem Bilde der Samaritanin am Brunnen, welches sie überaus gerne betrachtete, mit tiefem Seufzen ausrief: »O Herr, gib mir das Wasser des ewigen Lebens!« Mit gleicher Herzenseinfalt eilte

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

sie, als sie in ihrem zwölften Jahre ihre noch jugendliche Mutter verlor, zu einem Bildniß unserer lieben Frau, mit vielen Thränen sie anflehend, daß sie von nun an ihre Mutter sein möchte. Und daß die glorwürdigste Jungfrau dieß herzliche Gebet erhört habe, davon gibt das ganze Leben der heil. Theresia Zeugniß.

Aber der unschuldsvollen Seele war von nun an manche Gefahr bereitet, der sie zwar endlich, und dieß ohne Schande, entging, doch nicht ohne jene Eitelkeiten bereuen zu müssen, welche die Welt bei jungen Damen ihres Standes und ihrer Vorzüge nicht sowohl verzeiht, als vielmehr bewundert. Die pomphaften, phantastischen und sentimentalen Helden- und Ritterromane, die zu jener Zeit im gebildeten Europa, zumal in Spanien, im Schwunge waren, fielen der leselustigen Theresia in die Hände, und sie fand bald einen solchen Gefallen daran, daß sie selbst mit einer viel verflochtenen Geschichte der Art ein ganzes Buch vollschrieb, welches bei allen Bekannten einen so enthusiastischen Beifall fand, daß die viel bewunderte zarte Schriftstellerin von einer nicht kleinen Eitelkeit heimgesucht wurde. Wie es den jungen Romanleserinnen unserer Zeit ergeht, so beinahe erging es auch ihr; sie verlor allmählig die Lust am Gebete, an der Betrachtung ernster und heiliger Dinge und an der Einsamkeit; sie fing an, großen Fleiß auf standesmäßigen Putz zu wenden, und gefiel sich auf Spaziergängen, in gesellschaftlichen Spielen und redseligen Unterhaltungen, worin ihre Lebhaftigkeit und ihr anmuthiger Witz freilich viel Spielraum fanden. Obgleich in dem väterlichen Hause große Eingezogenheit herrschte und der Zutritt nur

Wenigen gestattet war, so kamen doch junge Verwandte regelmäßig zum Besuche, die mit der zur reizendsten Jungfrau heranblühenden und mit seltner Anmuth des Geistes und Körpers geschmückten Base sich gerne unterhielten und sie zur Vertrauten ihrer sogenannten Herzensangelegenheiten machten. Den größten Nachtheil brachte ihr jedoch der Umgang mit einer ziemlich leichtsinnigen Verwandten, die etwas älter war als sie, wie denn für junge Mädchen nichts gefährlicher ist, als die Confidenzen solcher Freundinnen. Es währte nicht lange, so fand sich Theresia gleichfalls in ein Liebesverhältniß verstrickt, wie Mädchen in solchem Alter sie weniger aus innerer Regung des Herzens als der Kurzweil wegen anzuknüpfen pflegen. Dem achtsamen Auge des Vaters entging das nicht, und er beschloß, das vierzehnjährige Mädchen unverzüglich in Sicherheit zu bringen. Er benutzte hiezu als Anlaß die Verheirathung einer älteren Tochter, nach deren Entfernung aus dem Hause Theresia ohne weibliche Aufsicht gewesen wäre, und gab sie in das Kloster der Augustinerinnen in Avila, wo viele adelige Jungfrauen erzogen wurden. Wie aller Orten, so machte Theresia auch hier durch die Anmuth ihres Umganges sich überaus beliebt, sie fand sich auch binnen weniger Tage in die strengere Lebensordnung, und wuchs im Umgang mit einer frommen und sinnigen Nonne wieder in der Liebe zu heiligen Dingen, mußte aber nach anderthalb Jahren, einer schweren Krankheit wegen, zu ihrem Vater zurück. Einige Monate nach ihrer Genesung faßte sie, unter heftigen inneren Kämpfen, den Entschluß, der Welt gänzlich zu entsagen. Sie erzählt dies wichtige Ereigniß auf fol-

gende Weise: »Zu meiner völligen Genesung wurde ich zu einer meiner Schwestern gebracht, die auf dem Lande wohnte. Nicht weit von ihr wohnte ein Onkel, ein sehr tugendsamer Mann, den ich gleichfalls besuchte. Diesem mußte ich öfter aus religiösen Büchern vorlesen. Ich that es, obwohl ungern, meinem Onkel zu gefallen. Obgleich ich nur wenige Tage mich bei ihm aufgehalten, so hatten doch die göttlichen Worte, die ich sowohl gelesen als gehört hatte, so wie die Gesellschaft, die ich hier gefunden, solche Gewalt über mein Herz gewonnen, daß die Wahrheit, die schon in meine Kindheit hineingeleuchtet, mir klar wurde, und ich erkannte, wie vergänglich, eitel und nichtig die Welt sei. Zugleich wurde ich um mein ewiges Heil besorgt und bekümmert. Obwohl ich nun für den geistlichen Stand wenig Sinn hatte, so mußte ich mir doch sagen, daß das Heil darin sicherer zu erreichen sei, und ich kam daher allmählich zu dem Entschluß, mir selber Gewalt dazu anzuthun. In diesem Kampfe habe ich volle drei Monate zugebracht. Der böse Geist flüsterte mir zu, ich würde bei der Erziehung, die ich genossen, die Beschwernisse des Ordenslebens nicht zu ertragen vermögen; doch ich gedachte der Schmerzen und Leiden, die Jesus Christus unsertwillen erduldet, und meinte, daß, wenn ich seinetwillen zu leiden bereit wäre, er mich gewiß dazu stärken würde: und so wurde denn mein Vorsatz endlich zur That.« Die Ausführung dieses Vorsatzes erheischte jedoch große Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters, da ihr Vater sie zu lieb hatte, als daß er sie von sich lassen, und weder ihren Bitten, noch dem Zureden dritter Personen, seine Einwilligung zu diesem

Schritte zu geben, willfahren wollte; nach seinem Tode könne sie, meinte er, thun, was sie wolle. Es war am Morgen des 2ten Novembers 1534, daß Theresia sich in das Kloster der Carmeliterinnen zu Avila flüchtete. Sie war damals im 20ten Jahre ihres Alters. Auf diesem entscheidenden Gange, um welchen nur einer von ihren Brüdern wußte, hatte sie mit einer so furchtbaren Angst zu kämpfen, daß sie kaum die Kraft behielt, einen Schritt zu thun; aber mit je größerem Heldenmuthe sie sich überwand, desto größer wurde auch ihr Entzücken, als sie mit dem Habit der Dienerinnen Mariä am Berge Carmel bekleidet wurde. Von dieser Stunde an, erzählt sie, hat eine solche Freudigkeit wegen meines nunmehrigen Standes mich ergriffen, daß sie mich fernerhin niemals mehr verlassen hat. Zum Glück für sie hatte damals die Polizei sich um das Glück der Menschen noch nicht so lebhaft bekümmert, wie heut zu Tage, denn heute gibt es keine Klöster mehr, wohin eine um ihr Heil bekümmerte Seele sich flüchten könnte, und wo es noch dergleichen gibt, da lassen sich's die Nonnen wohl vergehen, ihre Thore einer Flehenden aufzuthun oder ihr gar den Habit anzuziehen, bevor die Polizei den Beruf der Postulantin genugsam erprüft hat; Theresia hätte in unsern humanen Zeiten schwer zu dieser Freudigkeit gelangen können.

Nichtsdestoweniger sollte diese zu hohen Erleuchtungen bestimmte Seele noch viele Jahre hindurch in den bittersten Leiden geprüft und gereinigt werden. Schon in ihrem Novizenjahre litt sie fast immerfort durch schmerzliche Krankheiten sowohl, als durch manche innere Versuchung; nach der

Ablegung der Ordensgelübde aber verdoppelten sich ihre Leiden, und sie ward von einer schmerzhaften Beängstigung des Herzens, Ohnmachten und andern Uebeln so sehr heimgesucht, daß Alle, die sie sahen, sich entsetzten. Man brachte sie daher in eine andere Stadt zu ihrer Schwester, und von da wieder in ihr Vaterhaus zurück, ohne daß sie irgendwo Linderung fand. Oft war ihr, als würde ihr das Herz mit spitzigen Zähnen zerrissen, und die Aerzte mißhandelten sie, nach damaligem Gebrauch, so sehr mit drastischen Mitteln, daß ihr Leib auf's Aeußerste abzehrte und selbst die Sehnen auf's Schmerzlichste zusammenschrumpften. Um so rührender und erbaulicher war aber auch ihre unerschütterliche Geduld und Sanftmuth, und eben damals begnadigte der Herr ihre erstarkende Seele zuerst mit jenem innern Frieden und jener Willensvereinigung, die sie das Gebet der Ruhsamkeit genannt hat. Vom April bis zum Mariä-Himmelfahrtsfeste hatten ihre Peinen allmählig den höchsten Grad erstiegen; an diesem Tage aber ward sie von einer so schweren und langwierigen Ohnmacht befallen, daß man bereits alle Anstalten zu ihrer Beerdigung getroffen hatte, als sie bei'm Anbruche des fünften Tages wieder zu sich kam und sogleich zu beichten begehrte. Die schrecklichen Krämpfe und ein viertägiges Fieber hielten sie jedoch noch lange in einem unbeschreiblich elenden Zustande. Unfähig, das Haupt oder die Glieder zu regen, von den vielfältigsten Schmerzen gequält und bei stetem Ekel gegen jede Speise, erholte sie sich erst vom Frühjahr an wieder so weit, daß sie späterhin allmählig auf Krücken herumzuschleichen anfangen konnte. Sie hatte sich mittlerweile wieder

in das Kloster zurückbringen lassen, doch war sie beinahe drei Jahre lang des Gebrauches ihrer Glieder größtentheils beraubt. Sie bat in dieser Zeit den Herrn eifrig um Genesung, die vom menschlichen Beistande nicht zu erwarten war, und schreibt dieselbe vorzüglich der Fürbitte des heil. Joseph zu, dem sie mit besonderer Andacht ergeben war.

So erlangte denn Theresia nach so vielen Leiden ihre Gesundheit wieder, um sich bald in neue, freilich an und für sich höchst unschuldige Zerstreuungen verstrickt zu sehen, die sie in der Folge nicht bitter genug zu bereuen wußte. Was sie Gesundheit nannte, war freilich nur die Rückkehr der freien Beweglichkeit, denn die Schmerzen des Hauptes, ungemeine Magenschmerzen, Fieberanfälle und Ohnmachten wurden ihr zu gewohnten Lebensbegleitern, deren sie auch in ihren spätern Jahren nicht allein nicht achtete, sondern selbst mit herzlicher Freude sie duldete. — Aber weil das Kloster, worin sie lebte, unter keiner strengen Clausur war, so ergaben sich bald um so mehr Gelegenheiten zu häufigen Besuchen und gesprächigen Unterhaltungen, je mehr ihr einnehmendes Betragen, die Freundlichkeit ihres Angesichts und die alles erheiternde Lieblichkeit ihres Umgangs die Menschen an sie zog, und den Abschied von ihr erschwerte. Da gab es nun täglich andere Besuche und Höflichkeitsbezeigungen, und in eben dem Maße, als die eitlen Gespräche sich verlängerten, und die Vertraulichkeit mit weltlichen Frauenzimmern zunahm, verminderte sich in Theresia wieder der nun schon so lebhaft gewordene Eifer des Gebetes und der geistigen Betrachtungen. Bei einigen solchen Gelegenheiten geschah es, daß sie auf außerordentliche

und übernatürliche Weise geschreckt und gewarnt wurde. «Als ich eines Tages mit einer Person mich unterredete,» so erzählte sie selbst, «erschien vor mir Christus der Herr mit sehr strengem Angesichte und gab zu erkennen, daß Ihm eine solche Bekanntschaft mißfalle. Ich sah Ihn mit den Augen der Seele viel klärlicher, als ich Ihn mit den Augen des Leibes hätte sehen mögen. Viel hat es mir damals geschadet, daß ich noch nicht wußte, wie es möglich wäre, etwas auf andere Weise als mit den leiblichen Augen zu sehen, weshalb ich es für ein böses Blendwerk zu halten geneigt war, wiewohl mir doch stets die Vermuthung blieb, es sei kein Betrug gewesen. Weil es aber nicht nach meinem Wohlgefallen war, so bemühte ich mich, mir's aus dem Sinn zu schlagen.» — Ungeachtet solcher und anderer Warnungen zögerte sie doch noch immer, sich, wie früher, im innern Gebete zu üben, und dem Herrn eine Neigung aufzuopfern, die sie doch selber schon für eitel erkennen mußte.

Sie verließ das Kloster noch einmal auf kurze Zeit, um, ungeachtet ihrer Kränklichkeit und Schwäche, die sie auf's mühsamste zu verbergen wußte, ihrem Vater in seiner letzten Krankheit beizustehen. Sein Beichtvater nahm sich dazumal sorgfältig ihrer an, und unter dem oftmaligen Genusse des höchsten Guts, wozu er sie aneiferte, gewann ihre Seele, wiewohl unter großen Bitterkeiten, allmählig wieder eine größere Herrschaft. «Sehr mühselig,» so lautet ihr eigener Bericht, «war das Leben, das ich damals zubrachte, da ich im Gebete meine Fehler deutlicher erkannte. Auf einer Seite berief mich Gott, auf der andern folgte ich der Welt;

die göttlichen Dinge waren mir sehr lieb, aber die weltlichen Dinge hielten mich noch gebunden. Im Gebete habe ich viel Mühsal und Beschwerde erlitten, weil mein Geist nicht Herr, sondern Knecht war, daher konnte ich mich (nach meiner Weise zu beten) innerlich in mir selbst nicht versammeln oder einschließen, ohne daß ich nicht zugleich auch tausenderlei Eitelkeiten mit eingeschlossen hätte.»

So brachte sie im Ganzen mehr als zwanzig Jahre lang in nicht geringen Trübseligkeiten zu, bald mit Gott vereinigt, bald wieder zu eitlen Ergötzungen hingezogen, dann wieder von heftiger Gewissensangst über solche kleine Mängel bestürmt, die ihr bei der Klarheit ihrer schon mitgetheilten Erkenntniß nicht klein erscheinen konnten; besonders aber ward sie beinahe 18 Jahre hindurch mit einer solchen Leere, Trockenheit und Verlassenheit des Gemüthes heimgesucht, daß sie in allen ihren geistigen Uebungen, mündlichen Gebeten und schweren Bußwerken nicht den mindesten Trost mehr fand, ohne deßhalb von diesem dornigen Wege jemals mehr abzuweichen.

Da gefiel es nun dem Herrn, diese vielgeprüfte und von irdischen Neigungen gereinigte Seele zu einem ungleich heiligeren und höheren Lebenswandel zu berufen. Ein sehr ausdrucksvolles Bildniß des leidenden mit Wunden bedeckten Erlösers, das sie eines Tages ansichtig ward, erfüllte ihr Herz mit so inniger Liebesreue, daß sie unter heißen Thränen Ihn bat, Er wolle sie doch ein für allemal also stärken, daß sie Ihn hinfüro nimmermehr beleidigen könnte. Die Lesung der «Bekenntnisse des heil. Augustin,» die ihr damals zu Ge-

sichte kamen, bestärkten ihre feurigen Vorsätze, und von nun an ging jene demuthsvolle Liebe in ihr auf, die auch unter den süßesten himmlischen Tröstungen keinen Wunsch äußerte als diesen: Leiden oder sterben.

Herzen, die in Furcht und Liebe schweben,
Willst Du, Herr, mit süßem Trost beleben,
Und den Schwachen hast du Kraft gegeben,
Daß sich glorreich zeige
Deine Majestät,
Daß vor dir sich neige
Alles, was die Zeit vorüber weht.

Trostreich nahst Du jenen, die da weinen,
Strahlend gehst Du ein in's Herz der Reinen,
Willst auch ihrem innern Aug' erscheinen;
Und zum Himmelsbunde
Naht der Seraph sich,
Der das Herz verwunde,
Daß in Lieb' es flammet ewiglich.

Von der Zeit an, als Theresia in völliger Vereinigung ihres Willens mit dem göttlichen zu wandeln begonnen, wurde ihr Leben wundervoll und mit überirdischen Ereignissen so unzertrennlich verkettet, daß es in einer Epoche, wo das vermeintlich Verständige und Verständliche allein gelten will, wahrlich überaus schwer ist, eine Schilderung davon zu geben. Darum wird hier, als kräftiges Vorwort, auf jene himmlischen Reden des Gottmenschen hingewiesen, die da lauten: «Wer Meine Gebote hat, und sie hält, der ist's, der Mich liebt. Wer Mich aber liebt, der wird von Meinem Vater geliebt werden, und Ich werde ihn auch lieben und

Mich selbst Ihm offenbaren. Und Wir werden zu ihm kommen und eine Wohnung in ihm machen.» Wer sind nun die Heiligen anders, als solche Menschen, die Christi Gebote halten? Und deshalb, wer sich gegen das Wunderbare in den auf's glaubwürdigste bewährten Geschichten dieser Heiligen sträubt, sträubt sich auch gegen jene allerheiligsten Worte, statt sich zu erfreuen über ihre so reiche und oftmalige Erfüllung.

Je strenger nunmehr Theresia von allen Zerstreuungen sich abzusondern bemüht war, und je härter die Entsagungen und Bußwerke waren, die sie übte (sie waren aber von solcher Härte, daß man heut zu Tage schier davon zu reden fürchtet, zum wenigsten sie für äußerst übertrieben erachten würde), desto zahlreicher wurden jene Erscheinungen und innern Trostworte, die ihr Herz mit unaussprechlicher Freude erfüllten. Es wäre das Beste, ihre eigenen Aeußerungen darüber anzuführen, wenn es der Raum erlaubte, und wenn sich's nicht außerdem noch damit für uns eben so verhielte, wie wenn einem Blinden die Farbe vorgelegt werden wollte. Diese ihre Versicherung sei hier hinlänglich, daß sie niemals eine Erscheinung anders, als mit den Augen der Seele, nie aber mit leiblichen Augen gesehen habe, und daß demungeachtet das Sonnenlicht nichts als Finsterniß sei im Vergleiche mit jenem Licht, das ihr erschienen, denn es sei dasselbe «ein stetiges, wesentliches Licht, das folglich durch nichts in der Welt verdunkelt werden könne.»

Im Anfange, da sie noch ganz unerfahren war auf diesen wunderbaren Wegen, die der Herr sie führte, entsetzte und

ängstigte sie sich um so heftiger, je weniger Vertrauen sie in sich selbst zu setzen gewohnt war. So befragte sie auch, so viel sie Gelegenheit fand, erfahrne Beichtväter, aber lange fand sie keinen, der sie nicht mißverstanden, oder sogar böse Blendwerke gefürchtet hätte, woraus ihr denn manche neue Qual erwuchs; ja es kam so weit, daß sie wegen dieser Visionen in den übelsten Ruf gerieth, bis Gott es anders wendete, und insbesondere durch die innige Theilnahme und den väterlichen Beistand des h. Petrus von Alcantara, ihr Herz aufrichtete und kräftigte. Dieser heldenmüthige Knecht des Herrn, an welchem schon sein verzärteltes Jahrhundert ein Leben bewunderte, das in diesem Grade von Entsagung schier für unmöglich gehalten werden möchte, war der erste, der sie vollkommen verstund und ermunterte. In der Folge wurde ihr auch Gelegenheit gegeben, sich mit andern hocherleuchteten Männern, als da waren der h. Ludwig Bertrand, Franz von Borgia, Johannes vom Kreuz u. s. w. zu berathen. Wir glauben, es bei diesen freilich sehr flüchtigen Hindeutungen auf das innere Leben der h. Seele bewenden lassen zu dürfen, da eine vollständige und genügende Darstellung desselben hier weder Raum noch Ort gestattet, und fügen nur die Bemerkung bei, daß wer über solche Erscheinungen lächeln zu müssen vermeint, weil er sonst nicht für helldenkend und starkgeistig zu gelten befürchtet, weder die nichts weniger als leichtgläubige Theresia und ihr Zeitalter zu würdigen weiß, noch die erstaunlichen Fortschritte kennt, welche die Seelenkunde in neuerer Zeit durch das bloße Studium der magnetischen Zustände gemacht hat, und daß ein

solcher folglich noch ganz in der beschränkten und schwachgeistigen Bildung des vorigen Jahrhunderts eingefroren ist *). Die Klarheit der Erscheinungen, mit welchen der Herr sie begnadigte, und die sich eben so sehr durch die Nüchternheit und Demuth, womit sie selbe beschreibt, bewähren, als durch die erstaunliche Zunahme an Tugenden, die sie in ihrer Seele bewirkten, diese Klarheit und Schöne, in welcher ihr viele Jahre hindurch, besonders im heiligsten Geheimnisse des Altars, die göttliche Menschheit Christi, dann auch die Mutter des Herrn und andere Himmlischen erschienen, haben in ihr oft jenen hohen Grad der Entzückung veranlaßt, durch welchen, vor vielen Augenzeugen, ihr Leib selbst emporgehoben und schwebend erhalten wurde.

Wenn schon das innere Leben der h. Theresia, dessen wunderbaren Führungen die Autorität der Kirche das sicherste Zeugniß giebt, so höchst merkwürdig ist, so dürften auch die ungemein großen, ja in ihrer Art einzigen Unternehmungen, die sie ausgeführt hat, keinen geringern Gegenstand der Bewunderung ausmachen. Von der Liebe zu einer größern Entäußerung und Strenge des Lebens ange-

*) Beispiele der Ekstase oder Entzückung, die sich von magnetischen Zuständen wesentlich unterscheiden, sind unsern Tagen in der vor wenigen Jahren erst gestorbenen Nonne Emmerich zu Dülmen und in dem zwanzigjährigen Fräulein Maria v. Mörl (in Tyrol) zu nahe gelegt worden, als daß Jemanden solche Erscheinungen mit gesunden Sinnen zu läugnen erlaubt sein könnte; der Zweifelnde kann ja, wie Thomas, seine Hand in oder auf die Wundmale der göttlichen Liebe legen. D. H.

trieben, und des göttlichen Willens hierin sowohl durch Offenbarungen als durch Gutheißung solcher Gewissensräthe versichert, die die Kirche den Heiligen beizählt, unternahm sie es, den Carmelitenorden zu der anfänglichen strengen Armuth und Einschränkung wieder zurück zu führen. Unter dem drückendsten Mangel aller Hilfsmittel, so wie unter tausendfachen andern Hindernissen, die ihr die härteste Verfolgung von Seite geistlicher wie weltlicher Personen, die schwärzeste Verunglimpfung, selbst der Aufruhr des Pöbels, und die unaufhörlichen Leiden ihres kränkelnden Leibes in den Weg legten, ließ sie der Herr zur Stifterinn oder Erneuerinn eines Ordens werden, der unter dem Namen der unbeschuhten Carmeliten sowohl Jungfrauen- als Männerklöster umfaßte und noch vor Ablauf eines halben Jahrhunderts zu einem der berühmtesten und blühendsten im katholischen Europa sich erhob; blühend insbesondere durch jenes reine, wahrhaft geistige Leben, durch jene evangelische Armuth und Seelenliebe, welche die bewunderungswürdige Jungfrau in Vereinigung mit dem großen Johannes Yepez oder Johannes vom Kreuz, der sie späterhin zu dieser Unternehmung ermunterte, zum Ziele aller ihrer neuen Klosterstiftungen gesetzt hatte.

So wenig hier eine vollständliche Geschichte des innern und äußern Lebens der h. Theresia vorzulegen beabsichtigt wird, so wenig darf doch die Geschichte ihrer Klosterstiftungen ganz übergangen werden, da sie überaus reich an Belehrung ist und zeigt, welche Schwierigkeiten sich allen zum Heile der Menschheit begonnenen Unternehmungen in den Weg stellen, wie wenig aber Theresia sich durch dieselben abschrecken ließ.

Sie erzählt hievon selber Folgendes: «Wiewohl in dem Kloster, worin ich wohnte, Gott dem Herrn fleißig gedient wurde, so gingen doch die Schwestern bisweilen aus; auch war es nicht nach der ersten Strenge gestiftet, so daß mich dünkte, ich würde da gar zu weichlich gehalten. Da begab sich's nun, daß eine fromme Wittwe einmal zu mir und einigen andern sagte, wenn wir geneigt wären, wie die Barfüßer Nonnen zu leben, so sollte es vielleicht möglich gemacht werden, dazu ein neues Kloster einzurichten. Ich, die eben mit diesem Verlangen umging, fing an, mit ihr zu unterhandeln. Eines Tages nach der Communion befahl mir Gott ernstlich, ich sollte dieß Werk mit allem Vermögen fortsetzen. Ich gab darauf den Vorsatz meinem Beichtvater zu erkennen, so wie auch unserm Ordens-Provinzial, dem er sehr wohl gefiel. Kaum war aber unser Vorhaben in der Stadt kund geworden, so spottete man über uns und lachte uns aus, so zwar, daß meine Freundinn der Sache müde ward. In meinem Kloster entstand gleichfalls viel Lärmen gegen mich, und meine Freundinn wollte man schon nicht mehr absolviren. Wir wendeten uns darauf an einen gelehrten und frommen Dominikaner, und verlangten seinen Rath, den wir zu befolgen versprachen. Er bat sich acht Tage Bedenkzeit aus, und ob er gleich anfangs im Sinne hatte, uns abzurathen, so änderte sich doch diese seine Ansicht dergestalt, daß er nach Verlauf jener Frist sogar Vorschläge zur Ausführung unseres Planes an die Hand gab. Wir hatten sonach schon ein Häuschen angekauft, auch für ein geringes Einkommen war gesorgt, als alles wieder umschlug, weil der Provinzial die Ausfüh-

rung nicht zulassen wollte und mein Beichtvater mir davon abzustehen befahl. Jetzt nahm das Lärmen gegen mich erst recht zu; die Einen sagten, da zeige es sich wieder, wie es bloßes Weibergetriebe gewesen, Andere sagten sogar, man sollte mich meines Treibens wegen einsperren. Von meinen Ordensschwestern war ich sehr übel angesehen, weil ich ein Kloster mit strengerer Lebensweise stiften wollte; es wäre, meinten sie, gleichsam ein Vorwurf für sie, und übrigens könnte ich Gott in unserm Hause eben so wie anderwärts dienen. Was mich aber am tiefsten betrübte, war, daß mein Beichtvater mir eines Tages schrieb, ich würde nun wohl einsehen, daß alles, was sich zugetragen, ein bloßer Traum gewesen, daß ich deßwegen nicht mehr davon reden, sondern mich bessern sollte, denn ich könnte sehen, welch Aergerniß daraus entstanden wäre. — Fünf oder sechs Monate schwieg ich also still; da kam in das Jesuiten-Collegium der Stadt ein neuer Rektor, ein tief religiöser, unternehmender Mann. Wie ich mit demselben zu unterhandeln anfing, fing auch der Herr wieder an, mich anzutreiben, ich sollte wieder Hand anlegen, und ich trug auf sein Eingeben dem P. Rektor und meinem Beichtvater Gründe vor, welche beide schreckten und überzeugten. Wir wurden nun dahin einig, daß die Sache auf das Allergeheimste vorbereitet werden sollte, weßwegen ich eine meiner Schwestern bewog, das Haus auf ihren Namen zu kaufen und es einzurichten, als ob sie es bewohnen wollte. Das nöthige Geld aufzubringen hat mir viel Mühe und Kummer gemacht; eines Tages, als ich recht in Noth stack und keinen Heller hatte, um die Arbeitsleute zu bezahlen,

ist mir Geld auf eine Weise zugekommen, daß wir uns alle drei darüber verwunderten.»

Um diese Zeit mußte Theresia zu einer Frau von hohem Stande, welche ihren Gemahl verloren hatte und darüber tiefsinnig zu werden anfing, als Gesellschafterinn und Trösterinn ziehen. Sie war etwa ein halbes Jahr bei derselben, als sie eines Tages von einer Ordensschwester besucht wurde, welche von Theresien gehört hatte und im Vorüberreisen sie kennen lernen wollte. Auch diese war um die gleiche Zeit, wie Theresia, von Gott angetrieben worden, ein anderes Kloster des Carmelitenordens zu errichten. Sie war nach Rom gegangen, um sich Vollmachten zu verschaffen, und jetzt auf dem Heimwege. Es war eine dem Gebete ergebene Seele, der Gott viele Gnaden gewährte. Sie blieben vierzehn Tage beisammen und beriethen sich über die Ausführung ihres Vorhabens. «Diese Frau,» sagt Theresia, «eröffnete mir, daß unsere erste Regel die seyn müsse, nichts Eigenes zu besitzen. Es war dieß anfangs nicht in meinem Plane gelegen, ich ging aber gern darauf ein, weil der Herr mir ein großes Verlangen nach Armuth gegeben. Ich habe jedoch fast Niemanden gefunden, der diese Idee billigte; weder mein Beichtvater, noch andere unterrichtete Männer, die ich sprach, waren dafür. Aber der Herr sagte eines Tages in einer Verzückung zu mir, daß ich das Kloster ja in Armuth stiften sollte; dieß sei ja sein und des Vaters Wille.»

Theresia kehrte wieder nach Avila zurück und traf dort gleichzeitig mit den päbstl. Vollmachten zur Stiftung des Klosters ein; zudem befand sich gerade auch der h. Petrus von

Alcantara dort, der ihr die Erlaubniß des Bischofs erwirkt hatte, und so wurde am St. Bartholomäustage 1562 das erste Barfüßer-Carmelitenkloster eröffnet. «Es war mir,» sagt Theresia, «als wäre ich im Himmel, als ich sah, daß vier arme Waisen ohne alle Habe oder Aussteuer aufgenommen wurden; es waren vier große Dienerinnen Gottes, denn es wurde anfangs streng darauf gesehen, nur solche Seelen aufzunehmen, die geeignet waren, durch ihr Beispiel den Grund zur Erreichung unsers Ziels zu legen. Auch war es mir ein großer Trost, daß ich nun vollbracht hatte, was mir der Herr aufgetragen; nicht aus mir, denn solches ist mir nie in den Sinn gekommen, sondern als Werkzeug, dessen er sich bedient.» Aber diese innere Ruhe und Zufriedenheit war von kurzer Dauer, denn etwa drei oder vier Stunden, nachdem alles vorüber war, da hat, erzählt sie, «der Feind meinen Geist sehr in Unruhe versetzt. Er hielt mir vor, ob das, was ich gethan, vielleicht nicht schlimme Folgen haben werde, ob es nicht wider den Gehorsam sei, daß ich es gegen den Willen des Provinzials gethan; ob meine Schwestern mit der strengen Lebensweise zufrieden sein und nicht an Unterhalt Mangel leiden würden; ob nicht das Ganze ein unbedachtsames und unnöthiges Unternehmen wäre, da ich ja mein Kloster gehabt. Ich hätte mir zu viel auf den Hals geladen; wer weiß, ob ich nicht darüber noch verzweifeln würde; ich würde nun der Unruhe und Sorgen wegen dem Gebete gar nicht abwarten können u. s. w. «In Wahrheit,» setzt sie hinzu, «es dünkt mich, daß dies einer der schwersten Kämpfe gewesen, die ich je in meinem Leben ausgestanden.»

Nachdem Theresia mit der Gnade des Herrn in diesem Kampfe bestanden hatte und von den Sorgen und Geschäften der letzteren Tage und Nächte sehr ermattet etwas ausruhen wollte, da ließ die Oberinn, die das Geschehene indeß erfahren hatte, ihr befehlen, auf der Stelle in's Kloster zurückzukehren. Hier erschien nun auch der Provinzial und gab ihr einen scharfen Verweis. In der Stadt war die Sache gleichfalls ruchbar geworden und der Stadtrath beschloß, das neue Kloster nicht zu dulden. Es wurde an den königl. Rath berichtet, welcher den Auftrag ertheilte, die Sache im gesetzlichen Wege zu untersuchen. Es ging sonach eine Deputation des Rathes nach Madrid, und von Seiten des Klosters sollten gleichfalls Bevollmächtigte erscheinen, allein wer sollte die Reisekosten bezahlen, da die vier armen Schwestern, die im Kloster wohnten, nichts hatten, als ihr Gebet? In dieser Noth übernahm es ein Geistlicher, der Theresien öfter mit Rath und That an die Hand gegangen, sich nach Madrid zu begeben und ihre Sache zu vertreten. Es währte über ein halbes Jahr, bis der Prozeß entschieden war. «Es ist zu verwundern,» bemerkt Theresia, «wie die Stadt sich von zwölf schwachen Geschöpfen, denn so viel Schwestern sollten im Kloster leben, so sehr gefährdet halten konnte, da sie doch bestimmt waren, ein sehr eingezogenes Leben zu führen!» — Es dauerte zwei volle Jahre, bis man sich mit dieser neuen Anstalt etwas aussöhnte und Theresia vom P. Provinzial endlich die Erlaubniß erhielt, mit einigen andern Ordensschwestern in dieselbe einzutreten. Wie überaus groß ihre Freude an dem Tage war, wo sie nun förmlich eintrat, braucht hier nicht

erwähnt oder geschildert zu werden. Man sieht aus diesen Vorgängen, daß die Gründung frommer Anstalten vor drei Jahrhunderten und in Spanien fast nicht weniger Gegner und Hindernisse fand, wie das heute und in Deutschland der Fall sein würde, und daß diejenigen folglich unrecht haben, welche meinen, solche Stiftungen zu gründen sei eine leichte und bequeme Sache gewesen, und die welche sie stifteten, hätten selbstsüchtige und irdische Zwecke gehabt.

Als man nun angefangen, in dem neuen Kloster Gottesdienst zu halten, fing auch das Volk an, Liebe zu demselben zu fassen; es wurden neue Nonnen eingekleidet, und der Herr machte uns, sagt Theresia, diejenigen, welche uns am meisten verfolgt hatten, so gewogen, daß sie uns Almosen spendeten, so daß wir an dem Nothwendigen nie mehr Mangel litten. »Welch ein Trost für mich,« setzt sie hinzu, »unter Seelen zu leben, die von allem Irdischen so gänzlich losgerissen und entblöß't sind! Oefter verwundere ich mich darüber, wie mir der Herr so sonderlich habe beistehen wollen, daß die Stiftung dieses Werkleins Gottes, denn dafür halte ich's, und für einen Ort, woran er sein Wohlgefallen hat, zu Stande kam! Er scheinet auch solche Seelen dazu auserlesen zu haben, unter denen ich mit großer Beschämung leben kann; denn sie ertragen die Armuth und Strenge unserer Lebensweise mit solcher Lust und Freude, daß sich jede von ihnen des Glückes für unwürdig hält, in einem solchen Aufenthalte zu leben; zumal einige, die der Herr aus der Pracht und Eitelkeit der Welt, wo sie nach der Gewohnheit der Welt ein vergnügliches und ergötzliches Leben hätten führen können,

berufen hat; es hat aber der Herr sie hier mit solcher Freudigkeit gesegnet, daß sie klar erkennen, wie er ihnen das Opfer, das sie ihm gebracht, hundertfach vergilt. — Gott schickte uns allezeit, was wir bedurften, ohne daß wir's begehrten, und wenn uns etwas mangelte, so war ihre Freude nur um so größer; war bisweilen nicht Speise genug für alle da, und ich sagte zu ihnen, daß das Vorhandene denen gehöre, welche es am nöthigsten hätten, so wollte keine zulangen und sie blieb also unberührt stehen.«

Im Jahre 1567 stiftete Theresia ihr zweites Kloster, und zwar zu Medina del Campo, ohne Geld, ohne Haus, ohne Hülfe; Freunde und Feinde widerriethen, allein Gott stärkte sie und segnete ihr Werk; im folgenden Jahre stiftete sie Klöster zu Malaga und Vallisolet, und 1569 eines in Toledo, überall mit Noth, mit der Lauheit der Freunde und dem Widerwillen der Behörden kämpfend. Als sie das in Toledo erkaufte Haus mit zwei Gefährtinnen bezog, bestand ihr ganzer Hausrath in drei Strohsäcken und einer wollenen Decke. »Wir hatten,« erzählt sie, »nicht so viel Holz, daß wir nur einen Häring dabei hätten braten können; und ich weiß nicht, wem es Gott in den Sinn gab, daß er uns ein Bündlein Holz in die Kirche gelegt, mit welchem uns ein wenig geholfen ward. Des Nachts mußten wir ziemlich Frost leiden; der innerliche Trost und die Freude, die wir bei der Armuth verspürten, war aber so groß, daß ich noch jetzt oft bei mir bedenke, welche unbeschreibliche Schätze Gott in den Tugenden verborgen halte.«

Nachdem Theresia noch einige Klöster gestiftet hatte, erhob

sich 1576 gegen sie und ihre Stiftungen eine solche Verfolgung, daß ihr nicht blos mehrere Jahre lang verboten blieb, ein neues Kloster zu stiften, sondern daß sie sogar eingesperrt wurde. Eine Hauptrolle spielte bei dieser Verfolgung der Orden der beschuhten Carmeliten und dessen Provinzial, der durch die größere Strenge der Regel, welche Theresia einführte, und die Frömmigkeit der Seelen, welche sich um sie gesammelt, in Schatten gestellt zu werden besorgte. Nicht minder waren alle jene geistlichen Behörden, den päpstlichen Nuntius an der Spitze, welche die Religion nur im Regierungsmechanism sehen und in der Frömmigkeit nur Ueberspannung erblicken, wider sie, und der Nuntius nannte sie nur ein unruhiges Weib, das an Umtrieben und im Aufregen des Landes seine Freude habe. Wenn ihre Freunde sie in ihrer Gefangenschaft beklagten, tröstete sie dieselben mit der Hinweisung auf die Schmach, Verfolgung und Widerwärtigkeiten, welche alle wahren Diener Gottes zu ertragen hätten! »So laßt uns denn,« schreibt sie an einen Pater ihres Ordens, »das Kreuz suchen, nach dem Kreuze verlangen, die Widerwärtigkeiten umfangen und wehe dem Orden der unbeschuhten Karmeliten an dem Tage, an dem es ihnen an Leiden fehlen wird, und weh' uns allen!«

Um nur noch einige wenige Züge zur Schilderung dieser starkmüthigen Seele zu geben, so ist wohl vor allem jenes höchste aller Gelübde zu erwähnen, womit sie öffentlich vor ihren Oberen sich verband, nicht blos niemals in irgend eine, auch noch so geringfügige oder läßliche Sünde zu willigen, sondern jederzeit und in Allem nur dasjenige zu thun, was

sie, als dem göttlichen Willen gemäß, erkennen würde. So ist es auch erwiesen, daß sie durch Gebet, Rath und Hülfe eine große Anzahl von Menschen zu einem reinen Lebenswandel zurückgeleitet hat. Unermüdlich war sie in der Pflege der Armen, der Kranken, ungemein wirksam ihre freundliche und liebliche Art, Betrübte zu trösten, unverbrüchlich ihre Sorgfalt, von Niemanden etwas anders, als Gutes zu reden, so daß es allgemein bekannt war, in jenen Gesellschaften, wo Theresia zugegen sei, fände keine üble Nachrede statt. Diese schöne Tugend verband sie mit einer solchen Selbstverläugnung, daß der Bischof von Avila von ihr scherzweise zu sagen pflegte: Wer von Theresia gerühmt und wohl angesehen sein wolle, dürfe ihr nur einen Schimpf oder Schaden zufügen. — Im Kloster war sie die verächtlichsten und niedrigsten Arbeiten zu verrichten gewohnt, so sehr man sie auch daran zu verhindern suchte; sie bestrebte sich nach Christi Lehre, immerdar zu dienen und nicht bedient zu werden. Weit berühmt war ihr Scharfsinn und ihre Gabe in Erkenntniß und Unterscheidung der Gemüther; sie ward aber auch mit Erkenntnissen geheimer und künftiger Dinge begabt, wovon ihre Lebensgeschichte viele, keinem Zweifel unterworfene Belege giebt. So wandelte sie auch immerfort wahrhaft in der Gegenwart Gottes, und selbst die unaufhörlichen und heftigen Kopfschmerzen, die sie erlitt, und die übrigen Drangsale ihres so peinvollen Lebens, konnten sie einer seligen Freudigkeit nicht berauben, in der ihr Geist schwebte, während ihr gleichsam verdorrender Leib allmählig der Auflösung entgegenreifte, die doch erst im 67sten Jahre

ihres Alters, und gerade zu der Zeit eintrat, die sie acht Jahre vorher einem ihrer Ordenssöhne vorgesagt hatte.

Theresia erreichte das Ziel ihrer segenreichen Laufbahn, ihres eben so seligen als mühseligen irdischen Lebens, als sie Ende September 1582 von einer Klostereinrichtung zu Burgos heimkehrte. Sie ging auf den Wunsch der Herzogin von Alba über diese Stadt, besprach sich einige Zeit mit dieser erlauchten Dame, begab sich hierauf in das dortige Kloster ihres Ordens, wo sie in äußerster Ermattung auf das Lager fiel, das ihr Sterbelager wurde. Sie ließ ihre Schwestern sich um sie versammeln, um ihnen ihre letzten Lehren und Verhaltungsregeln zu geben, redete sie auf das liebevollste und feurigste an, und bat sie flehentlich, ihr ihre vielfachen Mängel zu verzeihen. Nach Empfang des Höchsten Gutes wiederholte sie mit heißer Andacht stets die Worte: »Wahrhaftig, o Herr, ich bin ein Kind deiner Kirche! Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirst du nicht verachten!« Von Anbruch des 4. Oktobers (alten, der des 14. neuen Styls) bis gegen Anfang des folgenden Morgens lag sie in der sanftesten Ruhe, still betend, mit entzücktem Angesichte, und so gab sie ihre geheiligte Seele in die Hände ihres Vaters zurück. Ihr Antlitz nahm eine fast jugendliche Form und Glätte an, und viele andere wunderbaren Zeichen sind während und nach ihrem Tode erwiesenermaßen beobachtet worden.*)

*) Der Leib der heil. Theresia wird in Alba aufbewahrt, er befindet sich, wie versichert wird, noch in demselben Zustande, wie im Augenblicke ihres Hintrittes. D. H.

Es braucht jedoch hierorts weder von diesen Wundern noch von so vielem Wunderbaren, das sich in ihrem Leben ereignete, etwas Näheres erörtert zu werden, denn Eines ist, das für Jedermann, und insbesondere für den Unbefangenen, am Tage liegt, nämlich der Reichthum und die Tiefe ihrer Schriften, von welchen der berühmte Ludwig v. Leon also urtheilt: »In der Erhabenheit der Gegenstände, von welchen sie handelt, uud in der geistreichen Art, mit welcher sie selbe behandelt, übertrifft sie vieler Anderer Geist und Scharfsinn. Was aber ihre Darstellung betrifft, so bedient sie sich so trefflicher Ausdrücke, und weiß die Sätze in so anmuthiger und zierlicher Ordnung zu stellen, daß ich zweifle, ob in unserer spanischen Sprache eine Schrift zu finden sei, die damit zu vergleichen wäre. Ja, an vielen Stellen dünkt mich, daß es mehr als menschliche Vernunft sei, was ich da lese.« In der That werden auch diese Schriften zu den klassischen der spanischen Litteratur gezählt. Aber höher als dieses Lob ist wohl die übereinstimmende Meinung der meisten und angesehensten Gelehrten, denen diese Schriften zur Prüfung vorgelegt wurden, daß in selben ein Schatz von himmlischer Weisheit sich finde, ja daß selbst die Art, wie sie verfaßt worden, nicht jene wie bei andern Schriftstellern sein könne. Und hierüber drückt sich die ungelehrte, nicht einmal der lateinischen Sprache mächtige, übrigens von tausenderlei Arbeiten, Reisen und so auch von Krankheiten verhinderte Verfasserin dieser Schriften an vielen Orten so aus, daß diese Meinung gar wohl begründet erscheint. »Ich vermeine, es sei mir zu diesem Geschäfte dieß am hilfreichsten, daß ich,

indem ich schreibe, mich wirklich im Gebete befinde. Denn ich sehe alsdann klar, daß nicht ich es sei, die dieses sagt, oder mit ihrem Verstande darstellt und ordnet; weiß auch späterhin nicht im mindesten, wie ich dergleichen habe hinschreiben und richtig ausdrücken können. Und dieß wiederfährt mir gar oftmalen.« — Wie wahr dieß Bekenntniß sei, erkennt man um so klarer, je mehr man von diesen Schriften lies't, die man einem wunderschönen Fruchtgarten vergleichen möchte; jedoch mit dem Zusatze, daß dieser Garten verschlossen ist, und die Früchte lauter anmuthige Geheimnisse. Der Schlüssel, der den Eingang öffnet, ist freilich vorhanden, es ist die Demuth; aber wer ist im Besitz davon? Darum sehen wir nur zwischen den Dornhecken, die solche Gärten einfriedigen, da und dort in das Lustgefilde hinein, und gewahren auch bei so beschränkter Einsicht noch gar Vieles, was so erfreulich ist, daß wir Lust bekommen, den Herrn des Gartens um jenen Schlüssel anzuflehen. Es waren diese Schriften auch zu allen Zeiten für gemüthsreiche und sinnige Menschen eine wahrhaft geistige Nahrung, wie Theresia selbst ein Gegenstand ihrer innigsten Verehrung, einer Verehrung, welche sich nicht auf den Kreis der katholischen Kirche allein beschränkte; der fromme Terstegen hat ihr Leben nicht blos in seine »Lebensbeschreibungen heiliger Seelen« aufgenommen, sondern spricht auch ausserdem mit der aufrichtigsten Bewunderung von ihr, und der berühmte englische Dichter Crashaw besang sie schon zu der Zeit, wo er noch Protestant war. *)

*) Besonders rührend sind die Worte eines Gedichtes, welches Crashaw an die heil. Theresia richtete, nachdem er Katholik

Die Kirche konnte nicht übersehen, wie Gott mit dieser begnadigten Seele sichtbarlich gewesen, und Theresia wurde nach sorgfältiger Prüfung ihrer Thaten und ihrer Werke wie der wunderbarlichen Erscheinungen, in denen der Allmächtige sie verherrlichte, vierzig Jahre nach ihrem Hinscheiden (1622) canonisirt, d. h. ihre Verehrung als einer Heiligen gestattet. »Wenn Gott sein Volk«, heißt es in der Canonisations-Bulle, »mit treuen Dienern beglücken wollte, nahm Er gemeiniglich Kleine und Demüthige dazu, und erzeigte durch sie Seiner Kirche große Wohlthaten. Er enthüllte ihnen laut Seines Wortes, die Geheimnisse des Himmelreichs, welche den Weisen und Klugen verborgen sind, und erleuchtete sie mit Gnaden von Oben so, daß sie der christlichen Kirche mit lebendigem Beispiele aller Tugenden und guter Werke vorgingen, und sie mit der Herrlichkeit vieler Wunderzeichen erhoben. Aber in unsern Tagen hat Er großes Heil gewirkt durch die Hand einer Jungfrau, Theresia.« Ihr Fest wird am 15. Oktober

---

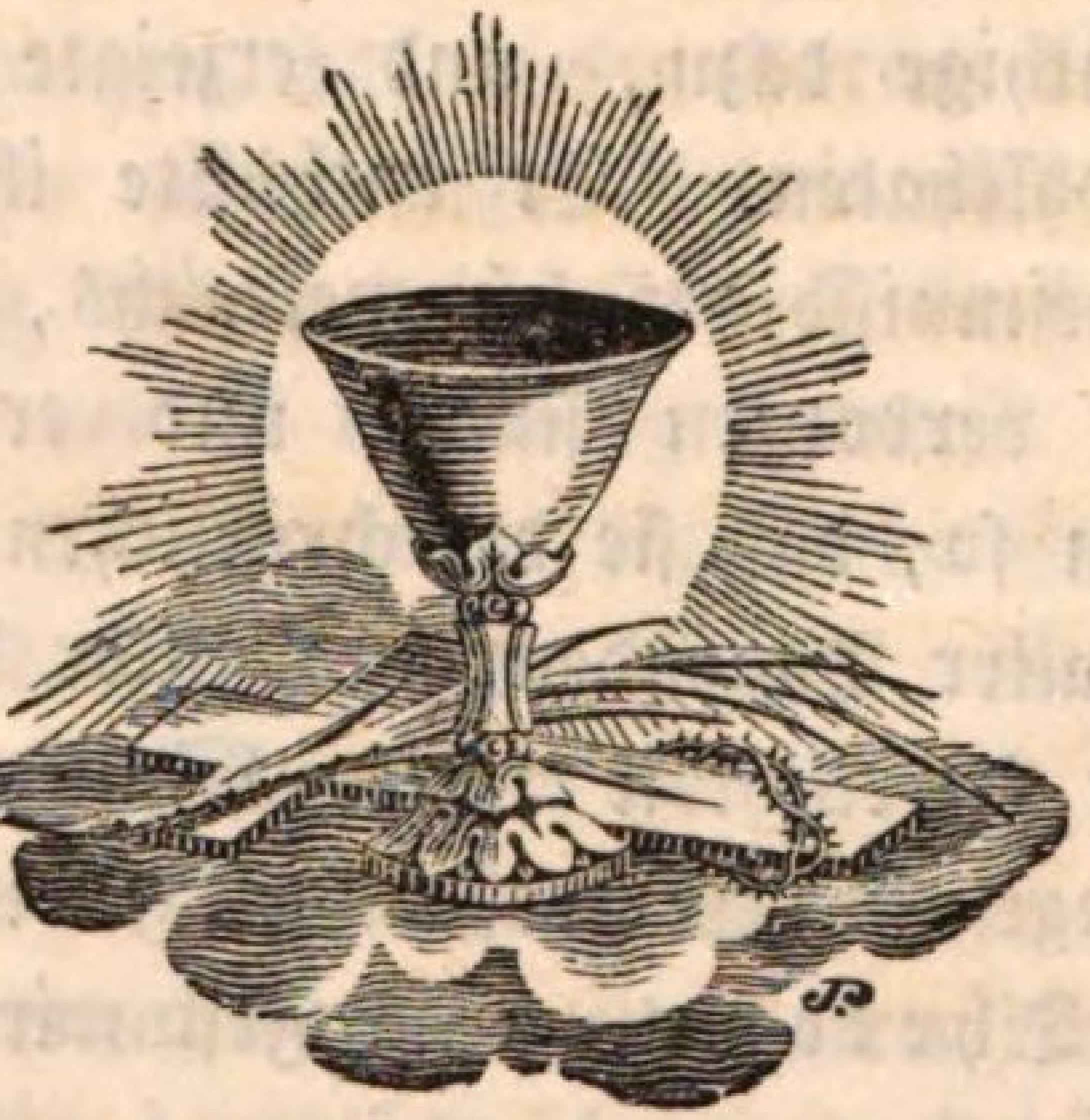
geworden; wir können nicht umhin, hier einige Verse dieses Gedichtes in der Ursprache mitzutheilen:

O thou undaunted daughter of desires!
By all thy dow'r of lights and fires.
By all of God we have in thee,
Leave nothing of myself in me.
Let me so read my life that I
Unto all life of mine may die.

Ueber Craschaw selber vergleiche seines Freundes Cowley schönes Gedicht: „Sänger und Heiliger", in den Werken dieses Dichters. D. H.

gefeiert, an dem Tage, wo Er ihre reine und liebestarke Seele aus diesem Leben abrief zur ewigen Herrlichkeit.

Liebesflamme, Liebesreue,
Steter Andacht heil'ge Treue
Mögest Du, o Herr, aufs Neue
Durch Theresia's Angedenken
Unsern lauen Herzen schenken.



Sehnsucht der Braut Jesu.

Ew'ge Liebe! durch die Haine
Wandelnd such' ich Deine Spur;
Suche Dich in der Natur,
Und der Wald, die stille Flur
Sieht die Thränen, die ich weine.

Und der Sterne matter Schimmer
Aus des Himmels Aetherblau
Ist er nicht wie Thränenthau,
Welcher sagt: Ich sehne immer,
Aber Liebe find' ich immer.

Sieh! des Stromes Wellen eilen,
Eilen immerdar hinab;
Eine löst die andre ab:
Ohne Rasten, ohne Weilen
Seh' ich sie zum Meere eilen.

An dem schweigenden Gestade
Horch' ich oft der Wogen Klang,
Horche manche Stunden lang
Dann der Nachtigall Gesang
Auf dem dunkeln Waldespfade.

Alles, Alles rufet Liebe,
Doch die Liebe find' ich nicht,
Und wenn Alles Liebe spricht
Bleibt die Seele immer trübe,
Denn ich finde nicht die Liebe.

Und ich kehre zum Gewühle,
Zu den Menschen dann zurück;
Suchend, suchend irrt mein Blick,
Denn ich finde nicht mein Glück,
Und gelange nicht zum Ziele.

Soll mein Herz an das sich hangen,
Was verblühet und vergeht?
Nach dem Staube, der verweht
Soll den ew'gen Geist verlangen,
Der zum Himmel aufwärts geht?

Was des ew'gen Geistes Sehnen
Stillen soll im Erdenland,
Muß von einem fernen Strand
Aus der Ewigkeit ertönen,
Um das Ew'ge zu verschönen.

Und — da fand ich eine Blume;
Still blüht sie im Erdenthal,
Blühet mild im Sonnenstrahl,
In der Liebe Heiligthume,
Bei des Kreuzes Siegesmahl.

Und das Kreuz hab' ich umfangen:
Mich durchzuckt' der Liebe Strahl,
Zu dem reinen Liebesmahl
Trieb mich sehnliches Verlangen,
Den ich suchte zu umfangen.

Aber Seele! — Du mußt schweigen,
Was du sahst, enthülle nie,
Alles ward mir Harmonie,
Doch ich weiß es selbst nicht «Wie»
Drum sollst du dich betend neigen.

Eduard Michelis.

Beim Begräbniss einer jungen Nonne im Kloster Lichtenthal.

Stille Ruhestatt, wo Gottes Friede
Sichtbar die Geweihten schon umschwebt,
Wo sich oft der Jugend zarte Blüthe
Von der Erde nicht'gen Tand erhebt,
Wahrheit uns Dein Name schon verkündet:
Denn du bist ein lichtes Thal,
Wo der Täuschung öder Nebel schwindet
In der Gnade ewig hellem Strahl.

Welche Töne dumpfer Trauer
Rauschen heut' von deinem hohen Chor?
Horch! die Glocken rufen düstre Schauer
In des Wanderers erstauntes Ohr.
Sterbeklang erfüllet deine Hallen,
Und im dumpfen Grabgesang
Seh' ich bleiche Nachtgestalten wallen
Aus des Klosters dunkelm Gang.

Ja, der ernste Freund, der uns, von allen
Schmerzen frei, mit Siegespalmen schmückt,
Hat in diesen friedlich stillen Hallen
Eine zarte Blume sich gepflückt,
Die, dem leeren Weltgeräusch verborgen,
Nur der Ewigkeit geblüht;
Deren Herz in frommen Sorgen
Nur dem Himmelsbräutigam geglüht.

Schon verschwanden Dir der Erde Sterne,
Dir verblich der Sonne goldnes Licht,
Doch in eine schimmerreiche Ferne
Schaut Dein hoffnungsvolles Angesicht;
Und gerettet aus des Lebens Klippen.
Ruhst Du schon im stillen Friedensthal,
Auf dem Lächeln Deiner bleichen Lippen
Glänzt der neuen Sonne junger Strahl.

Wie Du schläfst in Deiner Blumen Mitte,
Matt umflammt vom düstern Kerzenlicht!
Hört Dein Ohr der Freundschaft glüh'nde Bitte
Und des Schmerzes bange Klage nicht?
Oeffnet Dein erstarrter Mund sich nimmer
Zu dem frommen Chorgesang?
Nie Dein Auge sich dem matten Schimmer,
Der in Deine dunkle Zelle drang?

Nein! vom kalten Todesarm umschlungen
Hört den Segenswunsch nicht mehr Dein Ohr,
Der von Priesterlippen Dir erklungen;
Schwankend hebt die Bahre sich empor.
Lebe wohl! Wie Nebelbilder sinken
Hinter Dir die Hoffnung und das Glück,
Und die Blumen Deines Sarges winken
Deinen letzten Abschiedsgruß zurück!

Schon geöffnet ist der Kirche Pforte;
Horch! die Glocke schallt von ihrer Höh',
Bang ertönt es: »libera de morte
Me aeterna, Domine!«
Hoch durchschwebt Dein Sarg der Schwestern Reihe;
Hier, wo einst in lichter Herrlichkeit
Deine Stirn empfing die heil'ge Weihe,
Wirst Du jetzt dem ew'gen Schlaf geweiht.

Schweigend ruh'st Du in den Hallen,
Wo Dein Geist, in feurigem Gesang,
Sich so oft mit Deinen Schwestern allen
Zu dem Throne des Erlösers schwang.
Und im Todtenglanz strahlt Deine Bahre,
Wo Du schwörend einst Dein Knie gebeugt,
Wo am schwarz bekleideten Altare
Jetzt des Weihrauchs lichte Wolke steigt.

Und der Orgel dumpfes Brausen wallet
Durch das tönende Gewölb' einher,
Und das bange Requiem erschallet:
Ach nur Deine Stimme tönt nicht mehr!
Aber bald die Trauertöne schweigen,
Und die dumpfe Sterbeglocke ruft,
Und die Schwestern schon vom Chore steigen
Dir zu folgen zu der Gruft.

Bald in ihr der freien Seele Hülle
Eingewiegt von Segenswünschen ruht;
Und der Schwestern bange Schmerzesfülle
Löset sich in heißer Thränenfluth.
An der Frühverblichnen Grabe
Wird ihr Muth dem bittern Gram zum Raub;
Weinend bringen sie als letzte Gabe
Eine Hand voll Erde Deinem Staub!

Schlaf in Frieden, leicht sei Dir die Erde!
Dich umschatte Gottes Ruh'!
Dir die ew'ge Lebensquelle werde!
Weihrauch ströme Dir der Himmel zu!
Nie dem Weltgewühl dahin gegeben
Wardst Du seinen Stürmen nie zum Raub;
Friedlich wandeltest Du hier im Leben,
Friedlich ruhe hier Dein Staub!

Dort wo an des Schöpfers Sonnenthrone
Das Halleluja der Engel rauscht,
Hast Du schon des Lebens Dornenkrone
Mit des Himmels Lilien vertauscht;
Und mit Deiner Unschuld Siegerkränzen,
Wie des Morgens lichter Stern,
Sieht Dich schon der weite Aether glänzen:
Die verklärte reine Braut des Herrn.

Baron Franz von Maltitz.

Meine Wanderung nach der Trappisten-Abtei Mellerai.

Von

Eduard Richer.

Es gibt Worte, die auf unsere Phantasie wirken, bevor man sich noch Rechenschaft davon abgelegt; ein solches ist das Wort Trappist. Schon zu der Zeit, wo Frankreichs Boden noch mit Klöstern bedeckt war, galt eine Reise nach la Trappe für eine merkwürdige Begebenheit, für eine Epoche im Leben; heute, wo die Begriffe sich so seltsam verändert, wo ein sorgloser Epikuräismus die Wurzeln der Moral in die Sinnlichkeit verpflanzt hat und wo man nur im Kampfe der socialen Interessen Leben findet, sind Menschen, die sich weder um die neuen Doctrinen, noch um das Beispiel der Welt und das Treiben der Volksparteien bekümmern, und die sich freiwillig in die Einsamkeit verbannen, um dort ein noch strengeres Leben zu führen, als selbst ihre Vorgänger geführt, eine wahrhaft außerordentliche Erscheinung.

Neugierig, diese Lebensweise, die von der unsrigen so sehr verschieden ist, mit eignen Augen zu schauen, entschloß ich

mich, die Mönche des Klosters von Mellerai um Gastfreiheit zu bitten. Diese guten Väter üben sie ja gegen alle Reisenden. Diese gesellige Tugend ist noch ein Ueberbleibsel aus dem patriarchalischen Leben, das sich nur unter den Völkern Asiens erhalten hat. Es ist etwas Seltsames, in unserm unbeständigen und leichtfertigen Frankreich die Urgebräuche des alten Morgenlandes wiederzufinden.

Herr August L*******, mit dem ich seit einigen Tagen diesen Ausflug verabredet, holte mich zu Chapelle-sur-Erdre ab. Wir schifften uns beim Schlosse de la Gâcherie ein, und fuhren von da den Fluß hinauf bis nach Nort. Die Zugvögel hatten beinahe schon alle diese öde Gegend verlassen, mit Ausnahme der Seeschwalbe, deren klagender Schrei sich noch von Zeit zu Zeit hören ließ.

Wir verließen Nort zu Fuß, kamen durch den Flecken Joué und den Wald von Voireau, und trafen Abends 6 Uhr im Flecken Mellerai ein. Wir erkundigten uns hier nach dem Wege zur Abtei, und man wies uns einen schmalen, durch Wiesen führenden Fußpfad, auf dem wir etwas weiter in einen großen Eichwald kamen. Die schlank wie Tannen nebeneinander emporragenden, aller Nebenäste entblößten Bäume waren von merkwürdiger Höhe. Die letzten Strahlen des Tages verloren sich in ihren belaubten Wipfeln; der Wind hatte sich gelegt, und die lautlose Stille stand mit dem Dunkel des Waldes im Einklang. Eine eigene Ruhe schien die Seele von den Beschäftigungen mit Außen abzuziehen, ehe wir noch in das Asyl eintraten, wo diese Beschäftigungen für immer aufhören. Beim Austritt aus dem Walde erblickten wir einen

Weiher von beträchtlichem Umfang, und etwas weiter die Mauern der Abtei.

Nie schien mir eine einsame Gegend besser zu einem Kloster gewählt, und nie kam mir eine Landschaft romantischer vor. Von allen Seiten begrenzten Wälder unsern Gesichtskreis; den Mittelpunkt dieses Raumes füllte der bewegliche Spiegel des See's, in welchem der bewölbte Himmel widerstrahlte, und vom Ufer, das noch düsterer war, starrten uns die dichten Schatten der Bäume und die grauen Mauern des Klosters an.

Aus der Ferne betrachtet gewährt das Gebäude einen imposanten Anblick. Es leitet seinen Ursprung vom Jahre 1132 her; wurde aber im letzten Jahrhundert neu aufgebaut. Der neue Baustyl ist von schöner Regelmäßigkeit. Es war ehemals ein Bernhardiner-Kloster, und wurde folglich nur seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Im Fürderschreiten vernahmen wir den Gesang der Mönche. Das Schweigen der Natur, das durch nichts als diese Töne unterbrochen wurde, schien noch erhabener. Langsam schritten wir vorwärts, als ob wir befürchteten, das Feierliche dieses Eindrucks zu zerstören. Etwas Hehres schien uns zu umgeben, und man hätte, wie Schiller im Don Carlos, sagen können, «das Geräusch des Lebens verhalle in dieser ruhigen Einsamkeit, um den Harmonien der andern Welt zu weichen.» Mir fielen dabei die Verse eines unserer anmuthigsten Dichter ein:

Ici viennent mourir les derniers bruits du monde;
Nautonniers sans étoile abordez, c'est le port!
Ici l'âme se plonge en une paix profonde,
Et cette paix n'est pas la mort.

Wir schellten am äußern Thore, und der Bruder Pförtner ließ uns ein. Schweigend gingen wir durch die langen Säulengänge des Klosters, wo wir nichts als die weißen Gewänder der Trappisten gewahrten, die an den dunkeln Mauern hinglitten. Wir traten in das Sprachzimmer, wo man uns allein ließ.

Hier hing das Bild des heil. Bernhard, des ersten Stifters des Ordens, in Lebensgröße gemalt. Die Trappisten sind reformirte Bernhardiner. Da der Abt de Rancé das Leben seiner Ordensbrüder mit dem ihres Vaters wenig übereinstimmend fand, und, von Gewissensbissen gequält, die Ausschweifungen seiner Jugend durch ein strenges Leben büßen wollte, so stiftete er im Jahre 1663 in seinem Kloster von la Trappe de Mortagne die berühmte Reform, die seinen Namen trägt.

Wir waren eben im Betrachten der Züge des beredten Abtes von Clairvaux, der einen so ausgezeichneten Einfluß auf den Geist seines Jahrhunderts ausgeübt, vertieft, als die Thüre des Sprachzimmers sich öffnete und zwei Trappisten von vorgerücktem Alter langsam eintraten; es waren zwei Chor-Geistliche. Ihre Kleidung bestand aus einem langen Gewande von weißer Wolle, ihr Haupt war geschoren und mit einer Kapuze bedeckt; diese alte Tracht ist von auffallender Einfachheit. Das Oberkleid der Patres ist ganz nach dem Muster der römischen Toga. Die beiden Geistlichen näherten sich uns, ohne ein Wort zu sprechen, und warfen sich vor uns nieder. Ich weiß nicht, welche electrische Rührung sich plötzlich meiner bemächtigte. Diese Männer, die

um alle Schätze der Welt nichts Entwürdigendes thun würden, werfen sich zu den Füßen ihres Gleichen nieder! Da die Trappisten dem Geringsten ihrer Gäste eine Ehre bezeigen, die wir selbst den Königen nicht zollen, so können sie für die Großen dieser Welt eben auch nicht mehr als dieses thun, und die bürgerliche Gleichheit ist durch die christliche Demuth da.

Nachdem die beiden Väter sich wieder erhoben, gaben sie uns ein Zeichen, ihnen zu folgen. Sie führten uns in die Kirche, wo sie uns Zeit ließen, ein Gebet zu verrichten; dann geleiteten sie uns in das Sprachzimmer zurück und einer von ihnen las uns mit lauter Stimme ein Kapitel aus der Nachfolge Jesu Christi vor.

Nachdem sich diese beiden Geistlichen entfernt hatten, trat der Pater Gastmeister ein. Das Amt dieses Paters besteht darin, die Fremden zu empfangen und sie während ihres Aufenthalts im Kloster zu unterhalten; er hat folglich die Erlaubniß, zu sprechen. Man kann sich keine Vorstellung von der Gefälligkeit dieses guten Paters machen. Er bietet die äußerste Sorgfalt, die zarteste Aufmerksamkeit auf; die Gastfreundlichkeit ist ihm eine Pflicht, die er, da sie für ihn eine religiöse Handlung geworden ist, sowohl aus Nächstenliebe als aus Frömmigkeit erfüllt.

Nach einer kurzen Unterhaltung lud uns der Pater Gastmeister ein, der Complette beizuwohnen. Wir kehrten mit ihm in die Kirche zurück. Der erste Mönch, welcher eintrat, zog die Glocke; ein anderer folgte ihm, und so verrichteten dies Amt alle der Reihe nach. Die Chorgeistlichen nahmen

auf einer Estrade im obern Theil der Kirche Platz; die braungekleideten Laienbrüder blieben am Eingange. Ich konnte nicht müde werden, meine Umgebung zu betrachten. Das Kreuz, die Leuchter sogar, die Verzierungen des Altars, alles ist von Holz; nur die Lampe und das Rauchfaß sind inwendig mit Kupfer beschlagen. Alle Metalle sind aus dem Tempel des Gottes verbannt, der mit Verachtung aller irdischen Größe und um uns zu lehren, derselben zu entsagen, in einem Stalle geboren wurde, und dessen Wiege eine Krippe war.

Die Einfachheit, welche in diesem Zufluchtsorte herrscht, erstreckt sich auch auf die Ordenstracht; Alle sind gleich gekleidet. Der ehrwürdige Abt unterscheidet sich von den Andern nur durch ein hölzernes Kreuz, das er an einem veilchenblauen Bande an der Brust trägt, durch einen Fingerring und den hölzernen Hirtenstab der alten Bischöfe.

Der Gottesdienst begann. Zum Erstenmale vernahm ich hier die Stimme der Mönche, denn diese zum ewigen Stillschweigen verpflichteten Männer lassen sich nur am Fuße der Altäre vernehmen. Ich wurde von dem erhabenen Gesang der Patres überrascht. Es ist nicht der Choral unsrer Kirchen; die Trappisten vertauschten, weil sie zu den Ceremonien der ersten Kirche zurückkehren wollten, den Gregorianischen Gesang mit dem der ersten Gläubigen, der von einer Simplicität ist, die den Gebeten eines Einsiedlers mehr zu entsprechen scheint. Zuweilen ist es mehr ein Recitativ als ein Gesang; aber diese schnell gesprochene Ausrufe machen einen noch stärkern Eindruck.

Vor uns erblickte ich das Bild der heiligen Jungfrau und

darunter die Worte der Schrift: **Kommt z. mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.** Wie groß ist doch der Reiz des Ordens-Lebens, daß ein Trappist es als eine Erquickung nach den Stürmen des unsrigen betrachtet! Nach der Complett warfen sich alle Brüder in Mitte der Kirche in eine Reihe nieder, und verharrten lange Zeit in dieser Stellung. Anfangs herrschte tiefe Stille, während welcher man nur den Pendul der Uhr vernahm, der die Secunden anzeigt. Es war gleichsam die Stimme der Zeit, die an den Gedanken der Ewigkeit mahnte. Hierauf wurde das Salve Regina angestimmt. Dieser Gesang macht den tiefsten Eindruck. Ein einziger Mönch beginnt im Hintergrunde der Kirche majestätisch das Gebet; alle andern zur Erde gebeugt, antworten ihm in dumpfen, langgehaltenen Tönen: es scheinen dies die Laute des Schmerzes zu sein, die denen des Triumphes folgen.

Diese letzte Ceremonie ist wahrhaft erhaben. Das **Gebet** ist eine Verbindung des Menschen mit Gott, und nichts ist erhebender als dieses Rufen der Erde zum Himmel, der Schwäche zur Macht. Warum dich zur Erde werfen, sagt ein moderner Philosoph zum Priester, du bist der Erde immer nahe genug. — « Ja, gewiß; aber der Mensch, » sagt ein Trappist, dessen Brief ich vor Augen habe, « scheint mir nie besser an seinen Platz gestellt, als wenn er sich vor seinem Schöpfer in Demuth beugt *). »

*) Keine Religion ohne Gebet, sagte **Voltaire**. Wer nicht mehr betet, ist todt, sagt der **Verfasser** der Soirées de Saint-Pétersbourg; das Gebet, fügt er hinzu, ist die dem Menschen in gei-

Nach dem Salve Regina gingen die Mönche einen Augenblick in das Kapitel. Auf ein von dem Obern gegebenes Zeichen fielen alle mit dem Angesichte auf die Erde und blieben unbeweglich liegen. Sobald das Miserere geendigt war, erhoben sie sich, um sich in den Schlafsaal zu begeben, und gingen, Einer nach dem Andern, vor dem Pater Prior vorüber, der an der Thüre jedem besonders das Weihwasser reichte. Dieser letzte Segen beschließt alle Uebungen des Tages.

In dieser frommen Zurückgezogenheit trägt Alles das Gepräge der ersten Zeiten des Christenthums. Hier erblickt man jene Religion, welche gekommen ist, um den Stolz zu demüthigen, und deren göttlicher Stifter sich des Menschen Sohn genannt, in ihrem vollen Glanze. Dieser so einfache Titel drückt die ganze Schwäche der Natur aus, der er sich unterwarf; allein er machte zugleich auch den Namen Mensch in unsern eignen Augen so heilig, daß es keinen höhern geben kann. Die Rangverhältnisse, welchen die Eitelkeit eingeführt

---

stiger Hinsicht verliehene Dynamik. In diesen religiösen Uebungen erhebt sich der Geist höher, und erlangt einen richtigern Begriff von sich selbst. Dies verlanlaßte Pythagoras zu sagen, der Mensch gewinne vor den Altären eine neue Seele. Durch das Gebet, schrieb Frau von Staël, gelangt man dahin, Gott wie einen Freund sich nahe zu fühlen. Durch die Macht des Gebets hat die h. Theresia die höchsten Geheimnisse der menschlichen Natur durchdrungen. Der Himmel, sagt sie in der siebenten Wohnung der Seele, ist nicht der einzige Aufenthaltsort Gottes, er hat auch einen in unsrer Seele, den man einen zweiten Himmel nennen könnte. Diese erhabenen Wahrheiten verkündet auch das Evangelium in den unzweideutigsten Ausdrücken: Wisset ihr nicht, daß das Reich Gottes in euch ist?

hat, verschwinden vor dieser erhabenen Gleichstellung von Seiten der Religion.

Aus der Kirche gingen wir in's Sprachzimmer zurück, wo das Abendessen auf uns wartete. Bestand dasselbe auch nicht in ausgesuchten Gerichten, so waren sie doch sorgfältig bereitet. Es gab weder Fleisch noch Fische; aber die Gemüse, die Eier und die Milchspeisen waren mit weniger Sparsamkeit zubereitet, als man hätte erwarten sollen. Diese guten Väter, die sich sogar das Nothwendigste versagen, sind gegen ihre Gäste wahrhaft verschwenderisch. Der Contrast zwischen der Weichlichkeit der Welt und ihrer strengen Lebensweise belohnt sie für alles, was diese Hartes für sie hat, und vielleicht wünschen sie sich im Herzen stillschweigend Glück, wenn sie so viele Dinge sehen, die für sie keinen Reiz mehr haben. So ließen sich die Schüler des Pythagoras für ihre Tafel ein köstliches Mahl bereiten, das sie unberührt ihren Sklaven überließen.

Wir begaben uns frühzeitig zur Ruhe, aber es war uns unmöglich, ein Auge zu schließen. Der Eindruck, den wir empfangen hatten, war zu stark und zu neu. Was mich betrifft, so konnte ich mir nicht recht vorstellen, daß ich in einem Trappisten-Kloster schlief. Alles, was ich von diesem berühmten Orden gelesen, kam mir in das Gedächtniß zurück, und ich verglich meine Erinnerungen mit meinen Gefühlen.

Ich dachte über diesen aufrichtigen Glauben nach, den kein zeitliches Gut belohnt, und der mit Geringschätzung herabblickt auf Reichthümer und sinnliche Vergnügen. Die religiöse wie die stoische Philosophie betrachtet den Schmerz

mit Verachtung; aber sie bedarf nicht, wie diese, der Huldigung der Menschen, denn mit ihr lebt die Hoffnung.

Was den Trappisten Entbehrungen aller Art ertragen hilft, ist gleichfalls eine christliche Tugend, die süßeste Neigung des Herzens, die Menschenliebe. Diese Tugend, welche den Unbestand menschlicher Freundschaft unter den Schutz göttlicher Achtung setzt, diese Tugend, die uns Gott in unserm Nächsten lieben lehrt, vereint sie durch das Wohlwollen. Die Gleichheit in den Verhältnissen des Lebens, die nämlichen Interessen, die nämlichen Hoffnungen, das Glück des Beisammenseins, alles verbindet sie zu einer Gesellschaft von Brüdern. In der Welt trennen entgegengesetzte Interessen, hier vereinen wetteifernde Tugenden. *)

---

*) Wir sind nicht auf dem Wege der Wahrheit, wenn wir bloß aus Rücksicht auf persönliches Interesse, auf Ruhm, Ehre und Glück handeln, und wir erlangen das geistige Leben nur durch Gebet, Demuth des Herzens, und vorzüglich durch Menschenliebe. „Wenn ich mit Engelzungen redete, sagt der heil. Paulus, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Erkenntnisse, und hätte allen Glauben, so daß ich Berge versetzte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich meine ganze Habe den Armen spendete, und meinen Leib zum Verbrennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so hälfe alles nichts." In der geistlichen Ordnung vereint die Menschenliebe uns mit der großen Einheit der moralischen Welt, während unser eigenes Interesse, welches alles auf uns allein bezieht, uns von derselben entfernt. Man kann von denen, welche die Liebe haben, wie der heil. Paulus sagen, daß sie das Gesetz in ihrem Herzen tragen. „Nur diese, sagt Christus zu seinem Vater, sind Eins mit uns: ich bin in ihnen und sie sind in

Ein so lebendiger und inniger Glaube ist in dem Jahrhundert, in welchem wir leben, eine Art von moralischem Phänomen. Das gestrige Schauspiel hatte einen Eindruck auf mich gemacht, von dem ich mir Rechenschaft abzulegen wünschte. Ich suchte mir diesen so festen Glauben zu erklären. Ich hatte die menschliche Natur unter einem neuen Gesichtspunkte erblickt, und der Mensch, dies große Räthsel, schien mir mit einem Trappistenkloster weniger räthselhaft.

So seltsam es auch klingt, daß ein Trappist glücklich sey, so muß man, sobald man sich in dem Kloster befindet, doch anerkennen, daß er es ist. Sollte vielleicht, wie man gesagt hat, die Strenge der Grundsätze dem Gefühle mehr Tiefe und Dauer geben? Sollte, wie gewöhnlich die Philosophen glauben, der Mensch sich um so fester an den Gegenstand seiner Wünsche binden, je unglücklicher ihn eben dieser Gegenstand macht, und will man die Glückseligkeit eines Trappisten wie die Anhänglichkeit eines Lappländers an seine Schnee- und Eisfelder, an sein undankbares Vaterland, erklären? Alle diese Meinungen verschwanden für mich wie Träume, und die Religion, welche mich tiefer in das menschliche Herz dringen ließ, enthüllte mir die wahre Ursache des Glücks, das mit der Erfüllung ihrer erhabenen Vorschriften verknüpft ist.

---

mir." Dasselbe drücken die nämliche Worte Jesu Chisti aus: „An diesen Zeichen wird die Welt erkennen, daß ihr meine Schüler seid." Man darf nicht müde werden, die Wahrheit zu wiederholen: Das Evangelium enthält nicht bloß die moralischen Lehren, die für dieses Leben am geeignetsten sind, es enthüllt auch die verborgensten Geheimnisse der geheimen Natur des Menschen.

Es giebt für uns noch eine andere Quelle der Glückseligkeit, als unsere physische Organisation gestattet. Der Mensch wurde nicht bloß geschaffen, um zu empfinden; wäre er nur ein Thier, geboren um sich fortzupflanzen, wie seine Mitgeschöpfe, und zu sterben, so würde er nicht diesen Ekel an den sinnlichen Dingen, nicht diesen Hang zum Unbekannten haben, die in seiner Natur liegen. Sobald seine Bedürfnisse befriedigt wären, würde er einschlafen, ohne die Qual des Denkens zu fühlen.

Wenn der Mensch nur die physische Welt im Auge hat, wenn all sein Verlangen sich auf das Gegenwärtige bezieht, so bleiben, so zu sagen, unnütze Kräfte in ihm, die er gegen sich selbst wendet. Um sich mit der Natur in Verbindung zu setzen, bedarf er nur der Sinne, und dennoch hat er gleichsam noch ein Leben, das eine Nahrung verlangt, welche die Erde ihm nicht zu gewähren vermag. Die Qual des Tantalus, der sich durstig zur Welle niederbeugt, die seine Lippen flieht, ist ein schwaches Bild der Pein desjenigen, der sich hienieden bloß seinen Sinnen überläßt. Der Funke einer himmlischen Natur regt sich in uns; vergebens strebt er nach dem Mittelpunkte, von dem er abgelöst; er sieht das Licht, von dem er ausgegangen, dämmern, und betrübt sich, daß er sich nicht mit ihm vereinigen kann.

Der erste Blick, den der Mensch in das Leben wirft, zeugt von dem Bedürfniß seines Herzens. Ein schwaches Atom, das sich in der Menge der Wesen verliert, auf eine Kugel versetzt, die selbst nur ein Atom ist, erhebt er seine Stirne, die das Gepräge seines Adels trägt, zum Ewigen: er ist ein Him-

mels-Bürger durch den Gedanken. Auf einige Tage von Leiden beschränkt, träumt er ein endloses Glück. **Tes destins sont d'un homme et tes voeux sont d'un Dieu!**

Schon in den Tagen der Kindheit fühlen wir, unbewußt, diese unbestimmten Ideen von Glückseligkeit, die uns bewegen. Bei der Veränderlichkeit unsrer Wünsche möchten wir unaufhörlich dahin, wo wir nicht sind. Unbegrenzt öffnet sich die Zukunft vor uns, und bittrer Unmuth bemächtigt sich unsrer allenthalben, wo wir Grenzen finden. Ein unbestimmter Traum bemächtigt sich unsrer beim Anblicke einer fernen Gegend. Beim Anblick des schnellen Vogels, der den unendlichen Raum durchschneidet, möchten wir ihm in jene unbekannten Regionen folgen, die er durcheilt; aber wir sehnen uns nur so innig nach denselben, weil wir sie nicht kennen.

Wenn wir uns in das Gefühl versenken, daß unser Dasein vergänglich sei, dann drückt uns, die wir für die Unendlichkeit geschaffen sind, alles darnieder. Unser ganzes Leben ist eine bloße Aussicht auf ein zukünftiges. Das Kostbarste, was es für uns gibt, ist das, was wir verworren in den Wolken der Hoffnung erblicken. Sobald uns die Dinge, nach deren Kenntniß wir verlangten, klar geworden sind, so beschäftigen sie uns nicht mehr. Dies aber ist das geheime Elend des Menschen, daß die Empfindung, die ihn gestern mit unaussprechlicher Freude entzückte, ihm heute nur Langeweile macht, und daß er immer neuer Gegenstände bedarf, um Vergnügen zu haben. Wenn wir vom Ufer des Meeres aus den Regenbogen betrachten, wie seine Farben mit den dunkelblauen Wogen zusammenfließen, scheint es uns da nicht,

daß dort ein lichtreicheres Gebiet, ein unbekanntes Land beginne? Unsere Blicke und Gedanken sind zur strahlenreichen Ferne gewendet; allein langen wir dort an, so ist alles, wie da, wo wir ausgingen. Was uns als ein Meer von Glanz erschien, sind dunkelgrüne, stürmische Wogen. Die Erscheinung, die uns lockte, ist verschwunden oder vielmehr sie ist jetzt am entgegengesetzten Horizonte. Wir könnten den Weg um die Welt machen, um sie zu erjagen, und wenn wir wieder an den Punkt kämen, wo wir ausgingen, so würden wir unser Herz so leer und einsam finden, wie vorher.

Diese Sehnsucht, die uns quält, diese Fähigkeit, sich immer etwas Vollkommneres zu denken, als man gesehen hat, offenbart sich nicht bloß im Raume, sondern auch in der Zeit.

Unsere Genüsse sind nicht mehr, sobald sie's sind, wir sehen deren immer wieder lebensvollere in den Tagen, die noch nicht da sind; aber vergebens kommen diese Tage, nichts verwirklichet die Verheissungen von Leben; die Zukunft spottet unseres Verlangens, wie die Entfernung unsre Blicke täuscht. Nichts ist anders, alles gleicht dem Vergangenen. Wir Unsinnigen! wir glauben, das Glück sey uns entschlüpft, wir suchen es auf's Neue zu erhaschen, und, die Arme nach einem Hirngespinnste ausgestreckt, das immer wieder verschwindet, erreichen wir den Tod.

Umsonst verlangen wir das Glück von Raum und Zeit: sie können beides nicht gewähren. Wenn der Mensch nur seine Sinne zu Rathe zieht, ist er ein Wesen, das nicht seiner Natur gemäß lebt. Er empfindet in sich nur eine Müdigkeit des

Lebens, eine »Schwierigkeit zu sein,« wie ein deutscher Dichter sagt.

Vergebens wird gemeine Klugheit uns rathen, uns selbst zu beherrschen und ruhig zu bleiben, in Mitten dieser Täuschungen, wie der Weise, von welchem Horaz spricht; dieser Rath hilft nichts. Ohne ein anderes Leben als das materielle, vermögen wir nicht im Rennen einzuhalten; es ist nicht die Erde, was uns Ruhe auf Erden gewährt. Das religiöse Leben allein verheißt uns Gefühle, die fähig sind, unsere ganze Seele auszufüllen. Mit ihm ist nichts klein, nichts schwach. »Was glaubt ihr wohl, »sagt der Verfasser der Inductions physiologiques, daß jene Frau, die am Fuße der Altäre kniet, vom Himmel verlange? Sie verlangt etwas, das alle Könige der Erde ihr nicht zu geben vermögen: sie verlangt nichts Geringeres, als eine Ewigkeit von Glück.«

Entwürdigen wir das edle Bild nicht, das sich in unsre Herzen geflüchtet. Alles, was das Dasein Schönes und Ruhmwürdiges hat, flößt die Religion ein. Ohne sie giebt es keine Großmuth, keine Uneigennützigkeit, keine Menschlichkeit, keine wirklichen Tugenden. In ihren unsinnigen Mißgriffen weiset uns unsere selbstsüchtige Vernunft nur auf vergängliche Vergnügungen hin. In ihren engherzigen Berechnungen hat sie nichts als Wohlstand im Auge, achtet sie nichts als die Macht, schätzt sie nichts als das Vermögen, und scheint sie nichts für unrecht zu halten, als was nicht gelingt.

Sich über sein eignes Elend täuschen, seinen frivolen Beschäftigungen hochtrabende Namen geben, dies ist das Erbtheil der Gesellschaft; die Religion hingegen hilft uns unauf-

hörlich, uns in das Unendliche zu verlieren, und verscheucht in uns jene Unruhe, die uns überall hin verfolgt, jenes peinliche Gefühl, daß unser Dasein nur einen Tag währt. Die Religion ist heute wie ehemals das einzige Heilmittel gegen diese Unruhe und schmerzliche Krankheit der Seele; sie erscheint mit ihrer Strenge, und jedes ihrer Opfer wird mit einer Hoffnung belohnt. Wenn in dem Herzen des Menschen keine andere Gottheit herrscht, als das Gold, wenn es nur Achtung für die Macht und den Reichthum hegt, so bietet uns die Religion Christi einen Gott zum Vorbild dar, der in dem Asyl eines geringen Handwerkers geboren wurde, einen Gott, dessen Scepter ein Schilfrohr war, und der auf der Erde nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Ich war in diese Betrachtungen versunken, als ich den Klang der Glocke vernahm, der die Geistlichen in die Frühmette rief. Von Zeit zu Zeit wiederholte sich dieser ernste Klang unter den Arkaden, dann wurde wieder alles still. Ich bedauerte, den Pater Gastmeister nicht gebeten zu haben, mich zu diesem Gottesdienste abzuholen. Die Kirche, von einer einzigen Lampe beleuchtet, die in der Mitte einen ungewissen Schimmer verbreitet, während die entfernteren Theile in Finsterniß gehüllt sind, die Stille der Nacht, die von Innen durch diese frommen Stimmen, von Außen nur durch das Rauschen der Winde unterbrochen wird; alles dieses muß einen tiefen Eindruck auf die Seele machen. Es ist wie eine Erinnerung aus den Katakomben, und was die Täuschung vollendet, sind die Kleider, die Gesänge und die Gebräuche der ersten Kirche.

Müde, einen Schlummer zu suchen, der uns floh, erhoben wir uns bei Tages Anbruch. Bald darauf erschien der Pater Gastmeister, um sich nach unsrem Befinden zu erkundigen. Wir gingen mit ihm in die Kirche hinab, wo wir der Messe beiwohnten. Der Priester trug ein einfaches Meßgewand von Wolle, besetzt mit wollenen Bändern von einer andern Farbe. Ich bemerkte, daß er nach der Communion den Diaconus am Altare umarmte. Dieß ist der Friedenskuß der ersten Christen; an Festtagen umarmen sich alle Geistlichen, die sich im Chore befinden.

Während des Gottesdienstes sah ich einige Mönche ihre Plätze verlassen und sich an den Stufen des Altars auf die Kniee werfen: dies war eine öffentliche Buße, die ihnen ihre Regel auferlegte. Wenn sie zu spät in die Kirche kommen, wenn sie sich durch ein Mißverständniß irre machen lassen, wenn sie vergessen zu singen, oder zu erkennen zu geben, was sie zu sagen haben; um die Vernachlässigung oder diese Unterlassung wieder gut zu machen, werfen sie sich vor dem Altare nieder und erheben sich erst wieder auf ein von dem Obern gegebenes Zeichen. Dieser ist der nämlichen Vorschrift unterworfen, aber er erwartet von Niemanden das Zeichen wieder aufzustehen.

So viele Uebungen können kleinlich scheinen; aber was kann die Stärke des Gefühls im Menschen höher steigern, als aus seinem ganzen Dasein einen ununterbrochenen Cultus zu machen?

Aus der Kirche gingen wir in das Sprachzimmer, wo wir frühstückten. Wir erhielten einen Besuch vom Pater Prior,

welcher die Stelle des ehrwürdigen Pater Abts vertrat, der gerade abwesend war. Ich hatte seither Gelegenheit, den Herrn Abt selbst kennen zu lernen, und vermag Ihnen den Zauber seiner Unterhaltung nicht zu schildern.

Nach unserm Frühstück holte uns der Pater Gastmeister im Sprachzimmer ab, und führte uns in das Kloster, welches wir in einigen seiner einzelnen Theile in Augenschein nahmen.

Wir gingen zunächst in den Schlafsaal; eine lange Gallerie, auf deren beiden Seiten sich kleine von einander getrennte Zellen ohne Thüren befinden. Zwei Bretter, ein Kissen von Stroh, und eine wollene Decke, machen das Bett eines Trappisten aus. Hier ruhen sie von den Mühen des Tages aus. Niemand hat es anders; die Zelle des ehrwürdigen Abts befindet sich in der Mitte des Schlafsaals, und sein Bett besteht aus nichts mehr als das der andern. Ehemals gestattete die Reform des Abts von Rancé, sich eines abgenähten Strohsacks zu bedienen. Die Mönche des Klosters von Laval, die Einzigen, die sich dieser Reform unterwarfen, bedienen sich desselben noch jetzt.

Auf dieses Bett werfen sie sich, ohne sich auszukleiden, denn sie dürfen sich, unter welchem Vorwande es auch immer sei, keiner Leintücher bedienen. Sie legen sich um acht Uhr Abends, und stehen des andern Morgens um halb zwei Uhr auf. Der ehrwürdige Pater Abt verläßt immer sein Lager zuerst; er ist es, der die Glocke läutet, welche die Geistlichen zur Frühmette ruft. Im Sommer erlaubt man nach Tisch eine Stunde zu schlafen. Im Winter hält man keine Mittagsruhe, legt sich aber um sieben Uhr nieder.

Man könnte bemerken, daß dieses strenge Leben gegen die Natur sei; aber die Religion hat andere Gesetze, als die Gesellschaft. Das Herz kann nicht durch die Vorschriften der menschlichen Oekonomie regiert werden. Der Cultus des Evangeliums ist der Cultus des Schmerzes. Christus nennt diejenigen glücklich, welche leiden. Uebrigens ist, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, das religiöse Leben ein Kampf und keine Sieges-Hymne.

Von dem Schlafsaale gingen wir in das Kapitelzimmer. Dies ist ein großer Saal, in welchem sich die Geistlichen zu bestimmten Stunden versammeln, um fromme Betrachtungen vorlesen zu hören, und sich gegenseitig mit lauter Stimme der Fehler anzuklagen, die sie gegen die Vorschrift des Ordens begangen. Dies heißen sie, sich verkündigen (se proclamer). Am Ende des Saals befindet sich ein Christusbild, unter welchem geschrieben steht: Soli Deo honor et gloria. Rings um das Zimmer herum lies't man Denksprüche aus heiligen Büchern, die den Gesinnungen angemessen sind, von welchen die Zuhörer dieser christlichen Moral durchdrungen sein sollen. Sie sind wie Stimmen aus der Höhe, die sie an ihre Pflichten erinnern. Hier lies't man: Cultus justitiae silentium; dort: Sedebit solitarius et tacebit, und etwas weiter: Mens justi meditatur obedientiam.

Wir besuchten die Bäckerei, die Küche, überhaupt das ganze Haus.

Die Wichtigkeit des Details, in welche ich hier eingehe, wird in Ihren Augen die Trockenheit derselben entschuldigen.

Am Ende eines Teiches befinden sich für die Bedürfnisse

der Gemeinde zwei Wassermühlen. Das Wasser der ersten setzt auch die zweite in Bewegung, welche hundert Schritte von derselben entfernt liegt.

Aber die merkwürdigsten und wichtigsten Gegenstände des Klosters sind der Milchkeller und der Kuhstall. Milch und Butter sind in dem Bezirke, in welchem diese Mönche wohnen, ziemlich gut; aber man trägt nicht wie diese alle nöthige Sorgfalt für dieselben. Der Kuhstall ist mit eben so viel Geschmack als Sorgfalt angelegt, und sticht in allen Punkten gegen die Ställe unsers Landes vortheilhaft ab. Er wurde nach der Zeichnung eines Freundes des Hauses errichtet, welcher mit vielem Eifer große Kenntnisse in der Landwirthschaft verbindet. Der Stall ist vorne offen und in mehrere Stände eingetheilt; vor jedem derselben ist ein bewegliches Wetterdach angebracht, das man herablassen kann, um die Kühe vor Kälte, Hitze und Fliegen zu schützen. Jeder Stand hat sechs Fuß in der Breite und dient für zwei Kühe; in der Mitte befinden sich eine spornförmige Raufe, an welcher beide Thiere fressen können, ohne sich einander zu berühren. Neben der Raufe hat jede Kuh einen Trog, welcher zwei Eimer enthalten mag, und in welchem sie Rüben, Erdäpfel u. s. w. erhalten.

Hinter den Ständen ist ein langer Gang von zwei Fuß Breite, eben so bedeckt wie der Stall. Durch diesen Gang bringt man den Thieren das Futter zu, ohne von ihnen belästigt zu werden. An der Seite des Ganges läuft paralell eine Art von Kasten, der zur Aufbewahrung des Futters für jeden Tag bestimmt ist.

Die Stiere und die jungen Kälber sind in besondere Stände

eingeschlossen. Die kranken Kühe werden von den übrigen abgesondert. Der Stall ist abschüßig gepflastert. Außer ihrer schönen Kuhheerde besitzen die Mönche auch funfzig Merinos aus der königlichen Schäferei von Clermont, die ihnen die Regierung in Pacht gegeben.

Der tiefe Eindruck, den das Innere des Klosters auf uns machte, verlor sich nicht, als wir Gegenstände betrachteten, die so verschieden von denen waren, die uns anfänglich überrascht hatten.

In Mitte der gemeinsten Oekonomiegeräthe bemerkten wir allenthalben das Bild Christi; so bemächtigt sich unsrer unter den Frivolitäten des Lebens plötzlich ein ernster Gedanke. Der Pater Gastmeister beantwortete alle unsere Fragen mit Gefälligkeit, und die Brüder, die uns begegneten, beeiferten sich, uns mit lächelndem Munde, aber nur durch Zeichen, auf diejenigen Gegenstände aufmerksam zu machen, die am geeignetsten waren, unsre Neugierde zu reizen. Es lag in dieser Zeichensprache wirklich etwas Mysteriöses.

Man glaubte jene seligen Geister zu sehen, von welchen Bernardin de Saint Pierre spricht, deren Natur es ist, sich zu lieben, und die nicht nöthig haben, das Gefühl durch Gedanken und die Freundschaft durch Worte auszudrücken.

Wir gingen in alle Werkstätten, die mit Laienbrüdern angefüllt waren. Diese Brüder, die größtentheils keine Erziehung erhalten haben und gewöhnlich dem Handwerksstande angehören, setzen ihre Arbeiten auch im Kloster fort; sie treiben alle mechanischen Gewerbe. Nichts von dem, was man im Hause braucht, wird von Fremden verfertigt. Da die Trap-

pisten das Gelübde abgelegt haben, arm zu sein und Niemanden zur Last zu fallen, so erwerben sie sich ihren Unterhalt selbst im Schweiße ihres Angesichts.

Beim Anblick aller dieser Regsamkeit scheint das Kloster in eine allgemeine Werkstätte verwandelt, wo die meisten der Gesellschaft nützlichen mechanischen Künste mit Einsicht und Sparsamkeit betrieben werden. Dieß ist die vollkommenste Idee einer Republik, die durch einmüthige Zusammenstimmung des Willens Aller zu demselben Zwecke geleitet wird, und während wir jeden Tag neue Utopien schaffen, über die wir nicht aufhören zu streiten, verwirklicht die Religion unter unsern Augen Alles, was die Fabel, tröstender als die Geschichte, uns von der Glückseligkeit der ersten Menschen berichtet.

Sie haben eine Schmiede, in welcher mehrere Laien-Brüder beschäftigt sind. Es werden Grabscheite, Aexte, Gartenmesser und Nägel darin verfertigt, so wie alles, was das Kloster an Schlosser- und Schmiedearbeit bedarf. Man beschlägt hier Ochsen und Pferde, und diese auf französische und englische Weise. Letztere ist zierlicher, aber weniger dauerhaft als die unsrige.

Außerdem fabrizirt man Leinwand und Zeuge, die man im Kloster verwendet. An einem andern Orte gerbt man Leder für das Bedürfniß der Mönche und für das Geschirr ihrer Pferde. Die Trappisten widmen sich diesem Industriezweige mit glücklichem Erfolg, und liefern sogar einige in ihrer Anstalt gegerbte Leder in den Handel.

Wir wohnten nach und nach allen Arbeiten bei. Wir sa-

hen Maurer, Schreiner, Zimmerleute, Wagner, Buchbinder, Blechschmiede, Schneider, Schuster ꝛc.

Ich will mich hier keineswegs in die Details aller der Gewerbe einlassen, die von einer so großen Anzahl Brüder betrieben werden, und die im Orden den Geschmack, die Gewohnheit und selbst das Bedürfniß ihrer ehemaligen Beschäftigungen beibehalten.

Im Garten sahen wir die Chorgeistlichen arbeiten; denn der Müssiggang ist aus dieser Wohnung der Frömmigkeit verbannt. Die Patres hatten ihre Oberkleider abgelegt und nur ein Untergewand beibehalten, das mit einem ledernen Gurt gegürtet war, und worüber sie ein schwarzes, langes, und schmales Scapulier trugen. Wenn man sie so gebeugt sah, so hätte man sie für mit Grabtüchern bedeckte Särge halten können. Die Gartenarbeit ist für die Chorgeistlichen nur eine Erholung; ihr Amt ist, in der Kirche zu singen, und im Kapitel fromme Betrachtungen zu machen. Es ist bei ihnen wie bei Parnell's Einsiedler: **Pray'r all his buss'ness, all his pleasure praise.**

Von Zeit zu Zeit schlug einer von ihnen in die Hände, und auf dieses Signal sahen wir sie innehalten; sie erhoben dann ihre Seelen zu Gott und begannen hierauf ihre Arbeit von Neuem. Dieser Gedanke versüßt ihre Mühen; sie wissen, und dies sind die eignen Worte Eines von ihnen, daß sie für einen Herrn arbeiten, der sie nicht auf ihren Lohn wird warten lassen.

Man wird diesen Mönchen nicht den Vorwurf des Müßiggangs machen können, den man oft den andern Klö-

stern gemacht. Aber man wird vielleicht sagen, daß diese Arme für die Gesellschaft verloren seien. Die Thätigkeit der Trappisten, das viele Almosen, das sie geben, das Gelübde der Armuth, das sie streng beobachten, machen, daß sie dem Staat keine Last sind.

Lassen wir also immerhin diese frommen Menschen, deren Herz vielleicht in der Welt verwundet wurde, sich in die Wüste zurückziehen. Es gibt geheime Gefühle, unbekannte Leiden, die alle unsre rauschenden Zerstreuungen nicht zu beschwichtigen vermögen; und man kann auf die Religion anwenden, was Frau von Staël von der Natur sagt: «Sie ist die einzige Macht, welche Feste gibt, ohne den Armen zu kränken.»

Wir erblickten unter diesen Geistlichen einige, die uns noch sehr jung schienen. Es waren Novizen. Die Augen gesenkt, den Geist voll Gedanken an das andere Leben, schienen sie uns zu sagen: Unser Traum ist zu Ende, der Eure dauert noch.

Wenn sich Jemand meldet, um in das Kloster aufgenommen zu werden, so untersucht der hochwürdige P. Abt seine Neigungen, und nimmt ihn auf, wenn er ihn für tauglich hält. Sein Noviziat dauert ein Jahr. Besteht er nach Verlauf desselben noch auf seinem Entschlusse, so legt er sein Gelübde ab. Indem der Novize ein anderes Dasein beginnt, legt er auf immer den Namen ab, den er in der Welt trug. Dieser Name, das Zeichen seines bürgerlichen Lebens, verliert sich in den eines Heiligen, der von nun an sein Schutzpatron ist.

An dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage begibt er

sich in die Kirche; hier hört er die Thüre hinter sich schließen, die ihn auf immer von der Welt scheidet. Sein irdisches Leben ist in diesen Mauern gleichsam zu Ende; von nun an wird er nicht mehr die Zeit zählen, denn er beginnt die Ewigkeit auf Erden. Er naht sich dem Altare, man schert ihm das Haupt, man verbrennt seine Haare, das Emblem der Angehörigkeit, und das erste Opfer, das die Menschen ehemals den Göttern brachten, man wirft die Asche desselben in ein hiezu bestimmtes Gefäß. Nachdem er am Altar das Gelübde abgelegt, küßt er allen Geistlichen die Füße; sie heben ihn auf und geben ihm den Kuß des Friedens.

So wie der Novize in das Haus eintritt, ist er für seine Familie so wie für die übrige Welt todt. Er unterhält keine Verbindung mehr mit ihr. Der ehrwürdige Pater Abt allein wird von dem Tode der Verwandten der Brüder in Kenntniß gesetzt. Ohne Jemanden zu nennen, verkündet er in der Kirche der ganzen Gemeine diesen Verlust, der nur einzelne betrifft, und von allen empfunden wird. Es liegt ein wahrhaft feierlicher Eindruck in den Worten, die die Gebete unterbrechen, um zu neuen aufzufordern: «Meine Brüder, einer von uns hat seinen Vater verloren!» So mildert sich der Schmerz, indem er sich unter diesen Menschen theilt, die nur Eines Herzens sind, und das heilige Kloster bietet dem, der seine Familie beweint, eine neue.

Je nach seiner Erziehung wird der Novize unter die Chorgeistlichen oder unter die Laienbrüder aufgenommen. Scheint ihm hingegen die Lebensart zu rauh und verläßt er das Kloster, so gibt man ihm alles zurück, was er mitgebracht hat,

ohne etwas für die Kosten zurückzubehalten, die man für ihn aufgewendet, und man trennt sich von ihm, wie von einem Freunde, der nach fernen Zonen wandert, und den man erst in der Ewigkeit wieder sehen soll.

Wenn die Physiognomie der Spiegel der Seele ist, so verkündet nichts die Zufriedenheit mehr, als das Gesicht der Trappisten *) Alle haben ein heiteres Aussehen, man könnte sogar sagen, eine sanfte Fröhlichkeit, die in Erstaunen setzt. Gleich jenen glücklichen Schatten der eliseischen Felder, von denen Fenelon spricht, wollen sie nichts mehr: sie haben alles, ohne etwas zu besitzen; die Welt ist für sie nichts, weil ihre Glückseligkeit, die von Innen kommt, keinen Platz in ihrem Herzen für diejenigen läßt, die von Außen kommt. Statt die Freiheit zu benutzen, die ihnen die Revolution darbot, waren die Trappisten so zufrieden mit der Lebensweise, die sie ergriffen hatten, daß sie sämmtlich auswanderten. Folgendes ist in Kürze ihre Geschichte.

Die Geistlichen des Klosters von La Trappe de Mortagne, die sich seit dem Tode des Abts von Rancé in Frankreich immer ungestört erhalten hatten, wanderten im Jahre 1792 nach der Schweiz aus, wo sie in der Nähe von Freiburg das Kloster Val-Sainte gründeten. Zur Dankbarkeit

*) Dieß sind keine jener unruhigen, ermüdeten und gequälten Gesichter der Welt. Der Mangel an Gemüthsbewegung läßt die Züge der Trappisten in ihrer natürlichen Lage. Ihre Physiognomie hat einen Ausdruck von Gleichmuth, der mir der Aufmerksamkeit des Physiologen eben so würdig scheint, als der des Moralisten. (Promenade au monastère de la Trappe, par un auteur anonyme.)

für die göttliche Gnade, die sie alle Hindernisse übersteigen und mitten unter den politischen Umwälzungen in ihrem Zustande verharren ließ, fügten hier diese Trappisten, die man so sehr beklagt, und denen man so eben die bürgerliche Freiheit gestattete, noch strengere Uebungen zu denjenigen, denen sie sich bereits unterworfen hatten. Diese zweite Reform erfolgte im Jahre 1794.

Sie entwarfen damals neue Ordensregeln, welche (in 2 Bänden in 4to) in der Schweiz gedruckt wurden. Dieses merkwürdige Werk schließt mit der Erklärung aller Geistlichen, von dem hochwürdigen Abt abwärts bis zu dem letzten Novizen. Sie bezeugten sämmtlich, daß ihnen ihr Leben vor allen Schätzen der Erde den Vorzug zu verdienen scheine, und daß sie lieber den Tod erleiden, als dasselbe ändern möchten. Das Wort Fanatismus ist bald ausgesprochen; aber die höhere Philosophie weiß, welche Energie ein tiefes Gefühl den Seelenkräften leiht. Begeisternd ist das Leben, das keine andere Gegenstände vor Augen hat als den Tod und die Unsterblichkeit. Die Trappisten empfinden jeden Augenblick die Wahrheit jener Worte Jesu Christi: Wenn einige von euch in meinem Namen versammelt sein werden, so werde ich mitten unter ihnen sein.

Bald wanderten die Mönche des Klosters Val-Sainte, in ihrem Zufluchtsorte durch unsre Armeen beunruhigt, von Neuem aus: aber ihre Anzahl vermehrte sich, statt sich zu vermindern: die Religion breitet sich unter Verfolgungen immer mehr aus. Sie stifteten zahlreiche Colonien, die sämmtlich der letzten Reform unterworfen waren. Die eine wurde

im Kloster St. Susanne in Spanien, in der Provinz Arragonien, errichtet, die andere zu Mont-Brach in Piemont. Besondere Umstände hinderten das Gedeihen der Anstalt in Rußland. Einige Colonien wanderten nach Westphalen, nach Ungarn und nach Canada.

Eine zweite, nach letzterem Lande bestimmte Colonie blieb in England, wo ihr ein reicher Edelmann zu Lulworth bei Wareham in Dorcetshire ein Kloster bauen ließ *). Dieser Ort, in der Nähe der Gegend, wo der Hof und die Großen des Reichs die Seebäder zu nehmen pflegen, wurde von den angesehensten Personen Englands besucht.

Nach der Herstellung des Friedens kehrten einige der in fremden Ländern errichteten Trappisten-Anstalten nach Frankreich zurück. Die Abtei von Mellerai wurde von den Mönchen des Klosters von Lulworth gekauft, und im Jahr 1817 stiegen sie zu Nantes ans Land, um sie in Besitz zu nehmen **). Man erinnert sich der Zeit ihrer Ankunft; es waren ihrer damals sechszig. Am Bord der Fregatte, die sie begleitete,

*) Unabhängig von diesen Mannsklöstern bildeten sich auch mehrere Frauenklöster. In einem solchen Kloster der Trappistinnen, zu Pool, starb die Mutter des Herrn von Chateaubriand. Dieser Anstalt stand die berühmte Frau von Cabanés vor. Die Prinzessinn von Condé bewohnte ein Haus des nemlichen Ordens in der Nähe von Sitten, im Canton Wallis.

**) Englische Mönche aus der Abtei Pontron hatten im Jahr 1132 im Walde von Mellerai den Grund zu dem Kloster, welches noch jetzt besteht, gelegt. Im Jahr 1817 waren es wieder Mönche, die aus England kamen, und von welchen mehrere geborne Engländer waren, die nach einem Zeitraum von beinahe 700 Jahren die Stiftung dieses Hauses erneuerten.

befand sich der Bruder desjenigen, der unsre Geschwader kommandirt hatte, und der Capitän dieses Schiffs empfing aus den Händen des hochwürdigen Abts selbst den Degen, den ein Offizier unserer Armeen im Kloster niedergelegt hatte, um dort das bescheidene Ordenskleid des heil. Benedict zu nehmen.

Das Schauspiel dieses immer verfolgten und immer standhaften Glaubens hat etwas, was in Erstaunen setzt. Die strengsten Orden haben sich immer am besten erhalten. Ich habe anderwärts die Ursachen der Sehnsucht nach dem Ordens-Leben entwickelt; in ihm allein suche man den Grund der Anhänglichkeit, die es einflößt. Die göttliche Liebe giebt unsern Gefühlen eine einzige Richtung, und nur die Unbeständigkeit unsrer Wünsche macht uns unruhig und unglücklich. Ueberdieß erfüllt dieses gottgeweihte Leben die Seele mit hohem Frieden, es ist das einzige auf Erden, in dem sich Ruhe und Begeisterung vereinigen *).

Diese Betrachtungen werden in den Augen einiger Leute von keinem Gewichte sein; aber ich darf behaupten, daß wenn sie dem Gefühle allein vertrauen, sie gerührt werden müssen. In diesem stillen Zufluchtsorte wird das Auge jeden Augenblick von allem überrascht, was die ernste Poesie des

*) Der hochwürdige Abt schrieb mir Folgendes: „Wenn es in der Welt Menschen giebt, die, obgleich sie Gebrechen und Elend drücken, dennoch nicht sterben wollen, so werden diese christlichen Philosophen gewiß unter allen Menschen die zufriedensten und glücklichsten sein; denn ich versichere Sie aus Erfahrung, daß von hundert Geistlichen von la Trappe neun und neunzig ihre strenge Regel nicht um ein Königreich aufgeben würden.“

Christenthums bildet. Diese kahlen Stirnen, auf die der Tod schon sein Zeichen gedrückt, und über die die gewisse Erwartung des andern Lebens den Strahl der Zufriedenheit verbreitet, sind ein Gegenstand, der für den Philosophen nicht ohne Interesse ist.

Rivarol hat ein sinnreiches Wort gesagt: «Wenn die christliche Religion vergessen wäre, so würde man, indem man Dante liest, wieder ein Christ werden, wie man den Homer in der Hand ein Heide wird.» Ein Mensch, der Gefühl hat, kann, und wenn er auch eines andern Glaubens ist, sich nicht erwehren, mit den Trappisten sich wenigstens auf diese Weise religiös zu fühlen.

Während wir in dem Kloster und in den Höfen umhergingen, vernahmen wir kein Wort. Zum Erstenmal sah ich Menschen unter sich vereint, ohne sich einander mitzutheilen. Die Bewegung, von Stillschweigen bekleidet, hat etwas fremdartiges, denn auf Erden geschieht alles lärmend. Nichts drang zu unserm Ohr als das Geräusch der Werkzeuge und des Schlagwerkes der Uhr. Die Materie allein schien hier, wo man nichts von dem Leben der Sinne gewahrt, das Recht zu haben, sich hören zu lassen. Die Trappisten sagen nicht zu einander, wie man so oft versichert: Bruder, man muß sterben! schweigend gehen sie an einander vorüber, und brauchen sich nicht erst an den Tod zu erinnern, um zu wissen, daß er unvermeidlich ist. Dieser Gebrauch würde eine Art Affectation verrathen, und der Geist der Religion ist zu erhaben, als daß er zu solchen theatralischen Ceremonien zu greifen brauchte.

In einer Ecke des Gartens bemerkten wir den Begräbnißplatz. Ich war neugierig, ihn zu sehen, und glaubte, daß jeder Trappist dort täglich an seinem Grabe arbeiten müsse; aber auch dies ist ein Irrthum. Er wurde in allen Büchern wiederholt, man hat ihm, wie Allem, was ungewöhnlich ist, Glauben beigemessen, und Chateaubriand hat ihn sogar in seinem «Geiste des Christenthums» mit angeführt.

Ein offenes Grab, das feierlich in allgemeiner Versammlung gegraben wird, erwartet im Kirchhof den, der zuerst stirbt. Dies ist das Wahre an der Sache. Wenn ein Mönch mit dem Tode ringt, so bringt man ihn in die Kirche, um die letzten Sakramente zu empfangen; dann trägt man ihn in das Krankenzimmer zurück, wo er auf Stroh und Asche ausgestreckt bleibt, bis er den letzten Athemzug aushaucht. Hier ermahnt er seine schweigend um ihn herstehenden Brüder, in ihrem heiligen Leben zu verharren. Nicht er ist es, den man tröstet, im Gegentheil, er richtet die andern auf. Stirbt er, so wird er in seinem wollenen Gewande ohne Sarg in das Grab gelegt, das seiner wartet, und über seinem bescheidenen Hügel erhebt sich ein hölzernes Kreuz, worauf sein Klostername, sein Alter und die Zeit, wo er Profeß that, geschrieben stehen.

Dies ist wahrlich der größte Triumph der christlichen Religion, dieser Religion, die uns die Hoffnung zur Pflicht gemacht. Die Frivolität kann über einige ungewöhnliche Uebungen witzeln; der Spott schmeichelt der Eigenliebe; es liegt in der Geringschätzung fast immer ein falsches Air von Ueberlegenheit; die Achtung für die Religion gilt zu oft für Geistes-

schwäche, darum findet sie in der Welt so viele Angreifer und so wenig Vertheidiger. Indessen wird sich jeder Unpartheiische, von welcher Meinung er auch sei — denn die Moral ist wenigstens für diejenigen eine Religion, die keine andere besitzen — durch das Schauspiel eines solchen Todes ergriffen fühlen. Kein Trugbild des Nachruhms richtet den sterbenden Trappisten auf, kein Wort des Trostes versteckt ihm seine letzten Leiden. Als ein unbekannter Krieger der heiligen Miliz hinterläßt er nicht einmal einen Namen. Verlassen von allen Täuschungen der Erde betrachtet er sie wie den Staub, auf welchem er liegt. Welche Kraft schöpft er indessen nicht aus seinem Herzen im Augenblicke der letzten Prüfung! Wie süß ist ihm der Tod, umringt von wahren Freunden! Hier ist die Ewigkeit nicht mehr der große Gedanke, der erschreckt, sondern er tröstet. Das Ende ist der Lohn für alle während seiner Laufbahn gemachten Anstrengungen, und man gelangt zum Tode wie zu einem Feste. Auf die Verheissungen des Glaubens gestützt, erinnert man sich jener Augenblicke, wo man, ich weiß nicht, welche Gewißheit in sich fühlte, daß man immer leben werde. Diese Blicke, die dich stärken, diese feierlichen Gesänge, die den Augenblick der Befreiung verkündigen, alles dieß gleicht mehr einem Triumph — als einer Trauer; die trunkne Seele fühlt den Schmerz nicht mehr, und reißt, nach dem Ausdruck Tertullians, den ganzen Menschen mit sich fort.

Wenn, wie Cicero sagt, die ganze Philosophie darin besteht, sterben zu lernen, welche höhere Lehre der Philosophie kann es geben als diese? Der Mensch, welcher bloß dem Lichte der Vernunft überlassen ist, sagt Montaigne mit

Nachdruck, fühlt nichts als die Erde und den Tod. Der religiöse Mensch ist der wahrhafte Apostel der Unsterblichkeit. Die Zuschauer dieses erhabenen Auftritts kehren tief bewegt von demselben zurück, und fragen sich wie der heilige **Paulus**: Tod, wo ist dein Sieg? Ein Trappist, Zeuge der letzten Augenblicke eines seiner Brüder, schrieb in dem Jahre seines Noviziats Folgendes: »Ich gestehe Ihnen zu meiner Schande, daß ich zuweilen Lust in mir gefühlt, zu sterben, wie jene feigen Soldaten, die ihren Abschied verlangen, ehe sie gekämpft haben.« *)

*) Diese Stelle ist aus einem Briefe eines der Brüder des Herrn von **Chateaubriand** entlehnt, der im Jahr 1807 als Laienbruder in dem Kloster von St. Susanne starb. Ich will hier einige Details aus den Briefen mittheilen, die er an seine Familie und an seine Freunde schrieb.

„.... Sie werden gewiß erstaunt sein, daß ich einen Stand ergriffen habe, der mich fesselt, mich, der ich immer die Unabhängigkeit geliebt, jene Freiheit, zu laufen, und mich zu bewegen. Obgleich meine Existenz so angenehm war, als meine Lage mir nur erlauben konnte, so fühlte ich mich doch seit einigen Jahren unruhig: ich hatte manchmal Ekel an dem Leben."

„.... Es gibt hier eine unendliche Menge kleiner Widerwärtigkeiten, die in den ersten Tagen störend, weil sie unsern Gewohnheiten entgegen sind. Man soll sich z. B. niemals anlehnen, wenn man sitzt, noch sich blos zum Ausruhen setzen, wenn man müde ist, weil der Mensch zum Arbeiten in dieser Welt ist, und vor dem Ende seiner Pilgerschaft keine Ruhe erwarten soll. Eben so verliert man auch alles Eigenthumsrecht über seinen Körper: wenn man sich etwa schwer verwundet, oder ein irdenes Geschirr zerbrochen hat, so muß man sich auf den Knieen anklagen, und zwar ohne zu sprechen; es genügt, das fließende Blut oder den zerbrochenen Gegenstand zu zeigen.... Wenn ich zuweilen stehend, an eine Mauer gelehnt, schlummere, kommt

Als wir den Kirchhof verließen, hörten wir die Glocke, welche die Geistlichen, vor Tische, zur Sext rief. Wir hatten den Wunsch geäußert, im Refectorium der Trappisten zu speisen. Diese Erlaubniß wird selten gewährt, indessen er-

---

bald irgend ein mitleidiger Bruder, mich aus meinem Schlummer zu wecken; ich glaube ihn sagen zu hören: Du wirst im Vaterhause ausruhen, in domum aeternitatis...... Ich habe noch nicht das mindeste Magenweh noch irgend ein anderes Uebel empfunden, als etwas Frost Morgens, wenn ich aufs Feld ging. Vorletzten Freitag in der Fasten aber wurde mir befohlen, den Schaafstall zu säubern; nachdem ich mich von Tages-Anbruch an bis gegen drei Uhr dieser harten Arbeit unterzogen, dachte ich mich dem Kloster zu nähern, als man mich auf den Berg schickte, um Gras zu holen. Ich kam erst um ein Viertel auf fünf Uhr zurück, um etwas zu mir zu nehmen, denn ich war noch nüchtern. Den Abend bekam ich einen ziemlich starken Blutfluß, und seitdem alle Morgen gewöhnlich. Da ich mehr Blut verloren, als eine wenig nahrhafte Kost zu ersetzen vermochte, so wurde ich täglich schwächer. Seitdem ist Ostern gekommen und ich habe mich auf der Stelle wieder erholt.... Einer der großen Vorzüge des religiösen Lebens ist, daß alles, was eine nahe Auflösung, das Grab, verkündigt, eben so erfreut, wie man in der Welt durch alles, was daran erinnert, betrübt wird...."

Der ungenannte Reisende, den ich weiter oben angeführt, der über seinen Besuch im Kloster la Trappe de Mortagne einen Bericht hinterlassen, in welchem er fast alles, was er in diesem Kloster gesehen, tadelt, oder ins Lächerliche zieht, sagt dennoch in einer Stelle seines Buches, wo er den Gottesacker beschreibt: „Unsere erbärmliche Philosophie weiß nichts zu antworten. Die Meinung, in der jeder von uns zu sein schien, daß alles, was wir bisher gesehen, nichts als ein Spiel, eine wahrhafte Mummerei sei, um uns zu betrügen, verschwindet. Das Sprichwort: als der Teufel alt wurde, ward er ein Einsiedler, kam

hielten wir sie. Wir begaben uns bloß mit dem Chorgeistlichen in die Kirche. Man wies uns diesmal unsern Platz am Ende des Schiffs neben dem Pater Prior an. Beim Ausgang aus der Kirche, gingen wir unmittelbar hinter ihm, und

---

uns oft in den Sinn; allein hier waren wir keineswegs in dem Falle, dasselbe in Anwendung zu bringen. Nach dem Pater Gastmeister zu urtheilen (ich erfuhr seitdem, daß er einer großen Familie angehört, daß er Stabsoffizier, kurz, daß er Adjutant des Marschalls Herzogs von R. gewesen, und mehrere Auszeichnungen getragen hat) waren es junge Männer, Weltleute, voll Geist, voll Kenntniß, gutem Ton, Eleganz, Jugend und Gesundheit, die hieher kamen, um mit Lust die Wohlgerüche des Todes einzuathmen, und die frei in ihrer Wahl, sich hier zu gefallen, und solche Genüsse Allem vorzuziehen scheinen, was die Welt, die sie nicht verlassen, ohne sie genau gekannt zu haben, ihnen zu bieten vermochte .... Jeder von uns, sagte der Pater Gastmeister, hoffte, daß dieses Grab für ihn bestimmt sei; aber es scheint, dieses Glück ist dem Pater Stanislaus vorbehalten. (Ich erfuhr später in der nahgelegenen Stadt, daß er der Sohn eines sehr reichen Schiffseigenthümers von La Rochelle war, der mehrere Hotels in Paris besaß, daß sein Vater ihm vergebens beträchtliche Summen angeboten, um ihn von einem so strengen, seinem Stande, seinem Vermögen und seiner Erziehung so wenig entsprechenden Berufe abwendig zu machen.) Er ist fünf und zwanzig Jahre alt, sagte uns der Mönch. Erst fünf und zwanzig Jahre! riefen wir alle mit dem Ausdruck schmerzlichen Erstaunens. Ja, erwiederte er, erst fünf und zwanzig Jahre, die er auf eine für ihn sehr vortheilhafte, für uns sehr erbauliche Weise anzuwenden wußte. Es ist zu vermuthen, daß er den Tag nicht überleben wird. So wenig Kraft ihm noch übrig ist, verwendet er sie doch, um seine Freude zu unterdrücken, sich bald im Besitz dieses Grabes zu sehen, nach dem wir uns alle sehnen, und jetzt, wo es gewiß

er führte uns an der Spitze der Gemeinde in das Refectorium Ehe wir in den Saal traten, blieb er stehen, bot uns ein Waschbecken und goß Wasser über unsre Hände. Der Pater Gastmeister reichte uns eine Serviette, um uns abzutrocknen. Nach der Regel des heiligen Benedickt und in Folge eines Gebrauches, der noch ein Ueberbleibsel des patriarchalischen Lebens ist, wuschen ehemals die Mönche ihren Gästen die Füße. Der Abt de Rancé hat diesen Gebrauch, der sich nicht mehr mit unsern Sitten verträgt, abgeändert. Derjenige aber, welcher gegenwärtig noch besteht, setzt nicht weniger in Erstaunen. Alles, was alt ist, befreundet uns, so sehr sind wir auf dieser verkehrten Erde gewohnt, nichts zu sehen, als die Gebräuche von gestern und die Moden von heute.

Unser Mittagessen wurde auf einer Erhöhung auf der besondern Tafel des hochw. P. Abts aufgetragen. Von hier

---

ist, daß es ihm nicht entgehen wird, bietet er seine Kraft und seine Tugend auf, um seinen Stolz zu unterdrücken, den ihm der Besitz eines solchen Guts verursacht; er sucht uns zu trösten, und scheint uns zu bitten, ihm den Raub zu verzeihen, den er an uns begeht. — Ich gestehe, daß ich nie in der Welt Menschen von einem so starken Glauben gefunden... Dieses Beispiel einer so tiefen, so wahren und uneigennützigen, so ganz unbewußten und von jeder Art menschlicher Ueberlegung so ganz freien, religiösen Begeisterung, ließ in mir eine unauslöschliche Erinnerung zurück.

Wir erinnerten uns der ersten Aufschrift, die uns bei unserm Eintritt in la Trappe in die Augen gefallen war:

S'il parait dur de vivre ici,
Il est bien doux d'y mourir.

aus konnten wir das Mahl der Trappisten bequem übersehen. Es waren ihrer ungefähr hundert und zwanzig. Jeder hatte eine Suppe von mit Wasser und Salz gekochten Gemüsen vor sich; die Butter ist ihnen untersagt. Hierzu hatte man noch mit Milch und Wasser gekochten Reis, einige Kartoffel und ein halbes Pfund schwarzes Brod gefügt. Ihr Getränke war Wasser. Die Reform des Abtes von Rancé erlaubte, Aepfelwein zu trinken. Das Essen wurde in zinnernen Schüsseln aufgetragen. Neben jedem lag ein Besteck, ein Becher und ein Salzfaß von Holz. Ihre Serviette war ein grobes Stück Leinwand von sechs Zoll im Gevierte.

Es ist unmöglich, mehr Einfachheit, mit mehr Frugalität vereint zu sehen. Die Philosophie hat zwar die Mäßigkeit zur Pflicht gemacht, die Religion übt sie aber aus. Dieses sich Losreißen von allen vergänglichen Vergnügungen ist das schöne Ideal des menschlichen Lebens. *) Alles Endliche ist so kurz, sagt der heilige Augustin; wir bedürfen so wenig, und für so kurze Zeit!

Man wants but little, nor that little long.
Young.

---

*) In den ehemaligen Abteien Frankreichs darf man keine Beispiele einer solchen Nüchternheit suchen. Indessen machte noch ein Jahrhundert nach seiner Stiftung das Kloster Mellerai sich durch seine Armuth bemerkbar. Gottfried von Chateaubriand, dessen Gattin vor Freude starb, ihn nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wiederzusehen, vermachte diesem Kloster eine Rente von 24 Livres, damit die Geistlichen, die seit der Entstehung ihres Klosters sich nur von Gersten-, Korn- oder Haberbrod nährten, in Zukunft statt desselben Waizenbrod essen könnten.

Während die Geistlichen speisten, las einer von ihnen französisch vor. In Mitte des Mahls nahm ein Engländer seine Stelle ein, und las seinen Landsleuten dasselbe in seiner Sprache; denn ungefähr ein Drittel der Trappisten besteht aus Engländern und Irländern. Ich bemerkte, daß mehrere Brüder einen Theil ihrer Ration auf den Abend aufbewahrten. Wirklich nehmen sie im Sommer um sechs Uhr ein leichtes Mahl ein; im Winter aber speisen sie nur einmal des Tags. Von Zeit zu Zeit erinnerte sie die Schelle des Priors, sich vor Zerstreuung zu hüten. Dann hielten alle inne, der Vorleser unterbrach sich plötzlich, ohne selbst das schon angefangene Wort völlig auszusprechen; schweigend und beweglich erhoben alle Brüder ihre Seele zu Gott. Bei solchen Unterbrechungen des Lebens schien im Kloster alles todt; man hörte nichts als den Wind, der von Außen dumpf an die leiserklingenden Kirchenfenster schlug.

Der Saal war rund herum mit Inschriften verziert, die seiner Bestimmung entsprechen. Es machte mir ein besonderes Vergnügen, sie zu lesen, denn die Maximen sind die Theorie des Lebens und sprechen so stark zur Seele als Handlungen. Es fiel mir vorzüglich jener Gedanke des Ecclesiastes auf, der eine so völlige Lossagung von allen Gütern des Lebens athmet: **Initium vitae hominis aqua et panis.** *)

*) Im Trappistenkloster zu Laval, welches durch die aus Westphalen gekommenen Geistlichen gebildet wurde, sind die Inschriften französisch. Zwei derselben schienen mir von besonderer Energie. Sie sind von dem Baron von Geramb, ehemaligem General und Kammerherrn im Dienste des Kaisers von Oesterreich.

Nach Tische begab sich die Communität, während wir in das Sprachzimmer zurückkehrten, in Prozession nach der Kirche, um das Miserere und da **De Profundis** zu beten. Dieser Gedanke an den Tod in Verbindung mit dem dringendsten Bedürfniß des Lebens, munterte bei den Alten auf, dieses zu genießen; die Christen aber lehrt er, sich von demselben loszumachen. Mitten in seinen üppigen Festen erinnert der Epikuräer an das Ende des Lebens, um die flüchtige Zeit zu genießen, weil er mit derselben alles verliert; der Trappist hingegen dankt Gott für seine Nahrung durch das Gebet für die Todten, weil sein Leben nicht für diese Erde ist.

Nach der Mahlzeit vertheilen diese Mönche, die das Gelübde der Armuth abgelegt, das sie so streng beobachten, an ihrer Pforte einer zahlreichen Menge von Armen das, was für sie noch ein Ueberfluß ist.

Im Sprachzimmer kam der P. Gastmeister wieder zu uns. Wir wandten unsern Abend dazu an, die Umgebung des Klosters zu sehen. Wir besuchten einen Schieferbruch, der für die Bedürfnisse des Hauses bearbeitet wird. Hierauf untersuchten

---

Ueber der Speisetafel des Convents hat dieser Geistliche Knochen abgebildet, unter welchen man die Inschrift ließt: „Sind dieß die Gebeine eines Monarchen oder die eines Hirten?“ Die Könige und die Hirten wurden in der Dichtung tausendmal miteinander in Verbindung gebracht; dieses Bild ist jetzt nicht mehr als ein Gemeinplatz, aber es hat etwas sehr Philosophisches, sie in la Trappe beisammen zu sehen. An einer andern Stelle bildete der Baron von Geramb einen von Würmern zernagten Leichnam ab, worunter die Worte standen: „Erinnere dich, daß der Körper, den du nährst, selbst die Nahrung der Würmer sein wird.“

wir aufmerksam die Ackerbaugeräthe und die verschiedenen Felder. Die im Kloster angewandten Culturmethoden sind wichtige Gegenstände des Studiums, und man darf erwarten, daß das Beispiel dieser Anachoreten der neuern Zeit einst auf die Verbesserung unsers Ackerbaues einen wohlthätigen Einfluß ausüben wird. In der That haben sie es in dieser Wissenschaft viel weiter gebracht als wir. Umgeben während der fünf und zwanzig Jahre, die sie sich in England aufhielten, von großen Gutsbesitzern und geschickten Landwirthen, machten sie dort eine Art von Noviziat. Indem sie mit Sorgfalt und Methode die Steppen, auf die man sie verwiesen, urbar gemacht, erwarben sie sich nützliche Erfahrungen, die ihnen in denjenigen, die sie jetzt besitzen, sehr zu statten kommen. Auch kann ihre Anstalt als eine Art von Landwirthschaftsschule betrachtet werden, wo die Landwirthe schätzbare Kenntnisse schöpfen können. Das Land, das sie gegenwärtig bauen, beträgt ungefähr hundert Hektare. In wenigen Jahren wird sich dasselbe durch drei Meierhöfe vergrößern, die sie verpachtet haben, und in die sie nach Ablauf der Pachtzeit eintreten können.

Mehr als zwanzig Hektare, die bei ihrer Ankunft nichts als Steppen waren, sind in diesem Augenblick in vollem Ertrage. Die künstlichen Wiesen waren vor der Ankunft dieser Mönche im ganzen Lande unbekannt. Sie versuchten, solche anzulegen, und ihre Versuche glückten. Diese künstlichen Wiesen werden gewöhnlich zweimal des Jahrs gemäht, und dienen die übrige Zeit zur Weide.

Den größten Theil ihrer Ackerbauwerkzeuge brachten die Trappisten aus England mit. Sie erfreuten sich des Schutzes

der beiden Regierungen, und erhielten die Erlaubniß, ihr bescheidnes Mobiliare und ihre Instrumente in England frei aus«, und in Frankreich frei einführen zu dürfen. Außer der Fregatte, die zu ihrer Ueberfahrt bestimmt war, bewilligte man ihnen eine große Brigg für den Transport ihrer Effecte. Diese besondere Begünstigung ist eine öffentliche Wohlthat geworden. Sie hat es ihnen möglich gemacht, diese große Anzahl von Werkzeugen, deren Werth die Transportkosten und die Aus- und Eingangszölle weit überstiegen hätten, mit sich nehmen zu können, und indem diese Instrumente den Landwirthen zu Modellen dienen, werden sie dem ganzen Lande nützlich.

Den dritten Tag früh Morgens verließen wir die Abtei wieder, da wir dort nichts mehr zu sehen hatten. In einem Tage hatten wir hier das ganze Leben kennen gelernt *). Hier

*) Die Eintheilung der Tageszeit im Winter ist Folgende: Man steht Morgens um halb zwei Uhr auf. Nächtlicher Gottesdienst bis vier Uhr. Vorlesung, Gebet, Zwischenzeit für die stillen Messen bis ein Viertel auf sechs; Prime bis sechs Uhr. Gebet im Kapitel bis halb sieben Uhr. Zwischenzeit für Vorlesungen und stille Messen bis halb acht Uhr. Hochamt und darauf die Terz bis neun Uhr. Arbeit bis halb zwölf. Sexte bis zwölf Uhr. Fortsetzung der Arbeit bis zwei Uhr. None bis halb drei Uhr. Mittagessen bis halb vier Uhr. Zwischenzeit für Vorlesungen bis ein Viertel auf fünf Uhr. Vesper bis halb sechs. Zwischenzeit für Vorlesungen bis sechs Uhr. Allgemeine Vorlesung bis halb sieben Uhr. Complet und Salve Regina bis sieben Uhr. Um halb acht Uhr Feierabend und Schlafengehen.

Im Sommer werden zwei Mahlzeiten gehalten, die erste um halb zwölf, die andere um sechs Uhr. Man legt sich eine halbe

verfließt die Zeit auf eine gleichförmige Weise; es ist hier schon wie in der Ewigkeit, wo, nach dem glücklichen Ausdrucke Gilberts, die Zeit auf den zertrümmerten Welten unbeweglich schläft» *).

Ich verließ diese ehrwürdigen Einsiedler mit einem Gefühle, das ich nicht ausdrücken konnte. Der Anblick stiller, verborgener Tugend macht immer etwas unzufrieden mit sich selbst. Es ist die Vergangenheit mit allen ihrer Tugenden und ihrer naiven Einfachheit. Hier sieht man die Erzählungen von der Frömmigkeit der ersten Gläubigen verwirklicht, jene Erzählungen, die man für Fabeln gehalten. Wenn unsere meisten Gesellschaften nur Vereine sind, aus Interesse oder Eitelkeit geschlossen, so ist es schön, eine Verbindung von Männern zu sehen, die dem Dienste der Menschheit sich widmend, in der Einsamkeit die Irrthümer ihrer Brüder abbüßen und sich für sie zum Opfer darbieten. In der Moral ist

---

Stunde später. Aber nach Tische gibt es eine halbe Stunde Mittagsruhe; die Arbeit wird alsdann zur Hälfte zwischen den Morgen und Abend vertheilt.

Die Sonn- und hohen Festtage sind gänzlich dem Gebet gewidmet. An letztern dauert der Gottesdienst allein eilf-, und an Sonntagen neun Stunden, die auf den ganzen Tag eingetheilt werden.

Die Laienbrüder stehen zur nämlichen Stunde auf; aber mit Ausnahme von drei Viertelstunden des Morgens, der Messe, die sie um vier Uhr hören, und einiger kurzen Gebete, die sie zu den verschiedenen kanonischen Stunden verrichten, sind alle ihre Augenblicke der Arbeit gewidmet.

*) Sur les mondes détruits le temps dort immobile.

freiwillige Aufopferung die größte Kraftanstrengung der menschlichen Natur, in der Religion ist sie die erste Tugend, weil sie den Menschen seinem göttlichen Vorbilde nähert.

Dieß ist die Erzählung meines Besuchs in der Abtei von la Trappe zu Mellerai. Ich war aus Gründen mit persönlichen Details zurückhaltend. Es gibt Dinge, die man respectiren muß, und das Gelübde des Stillschweigens der Trappisten erstreckt sich hinsichtlich einiger Gegenstände auch auf diejenigen, die sie mit großmüthigem Vertrauen in ihrer friedlichen Abgeschiedenheit empfangen. Im Sprachzimmer der Fremden liest man in einer an dieselben gerichteten Erinnerung jene Maxime, deren man sich füglich manchmal in der Welt erinnern sollte:

Vir linguosus non diligetur in terra.

Es fiel mir schwer, meinen Wirthen nicht den verdienten Tribut meiner Hochachtung zu zollen; aber die einfachsten Aeußerungen dieser Gefühle würden von ihnen als Schmeichelei betrachtet worden sein. Der hochwürdige Pater Abt, dem ich meine Absicht, diesen Bericht niederzuschreiben, mitgetheilt, bat mich, Niemanden zu nennen, und beschwor mich, zu bedenken, daß, dieß ist sein eigner Ausdruck, man Niemanden loben müsse, als die Gestorbenen.

Sonette.

Von

Zacharias Werner.

Die drei Bitten.

Was ich auf Erden noch zu bitten habe,
Ist wenig, und ich will es euch erzählen.
Um Ehr' und Reichthum will ich Gott nicht quälen,
Des Teufels Stricke sind der Stolz, die Habe;

Nur Unschuld möcht' ich wieder mir erwählen,
Doch nichts erweckt sie, wenn sie ging zu Grabe. —
Der ird'schen Liebe Taumelkelch, die Labe
Von Gift, that sie dem Tode mir vermählen!

Den Taumelbecher, ich hab' ihn geleeret;
Auch das Gelüst zum Lorbeer ist geschieden,
Und matt von allem Gaffen, Rennen, Lärme

Bet' ich nur um ein Winkelchen mit Frieden,
Wo die, wonach ich lechze, mir bescheeret
Die drei mir wurden: Ordnung, Stille, Wärme!

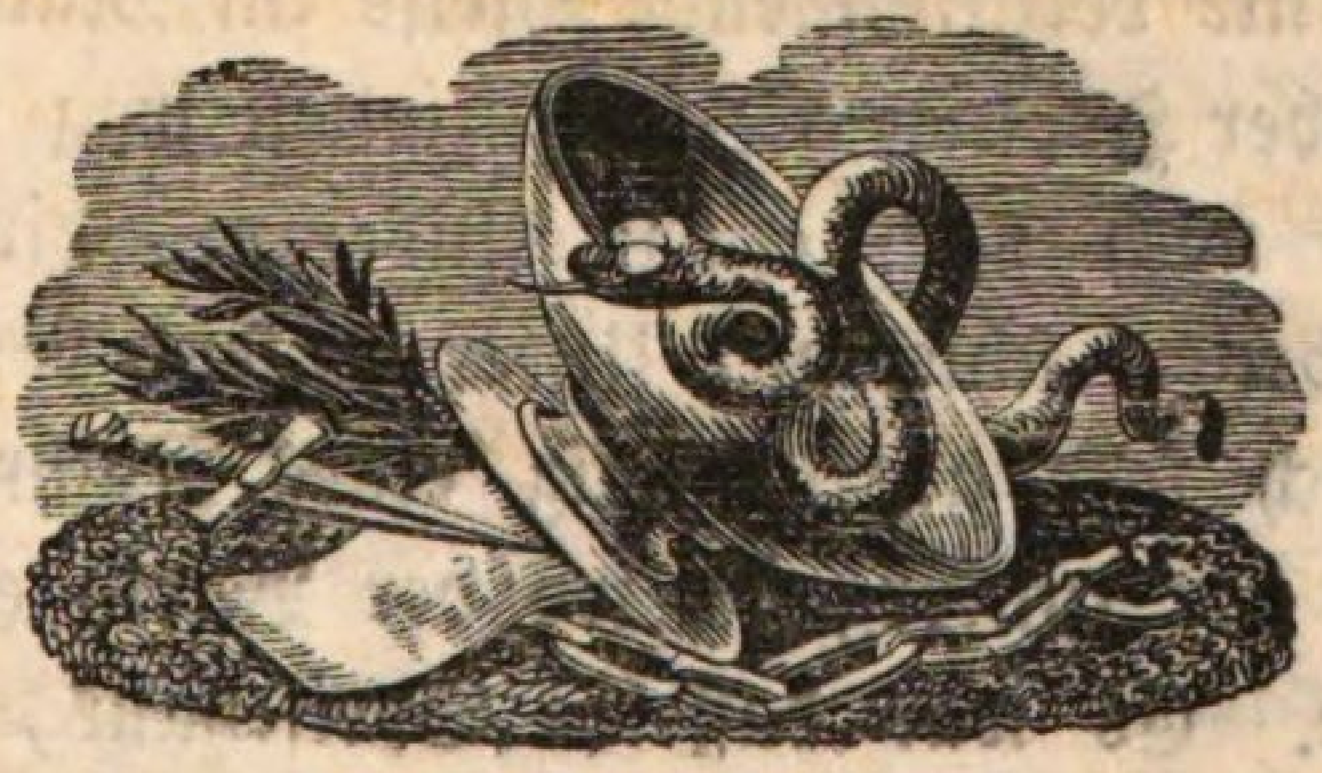
Landpfleger Felix.

»Du schwärmst nicht übel, guter Träumer Paul;
»Doch lassen wir's für diesmal, alter Knabe,
»Bis daß gelegne Zeit ich wieder habe!«
So sprach der Pfleger mit verbiss'nem Maul.

Und der Apostel war denn auch nicht faul,
Und fürbaß zog er mit des Himmels Gabe;
Doch als er wiederkam, da lag im Grabe
Herr Felix schon, gestürzt vom stolzen Gaul. —

Du liebe Zeit, so laßt uns lieber sagen;
Denn wüßten wir, was an der Zeit gelegen,
Wir sprächen nie von ungelegner Zeit.

Die Brücke Zeit, noch liegt sie aufgeschlagen —
Sie bricht! — Es braust dem Säumigen entgegen
Das Meer der ungelegnen Ewigkeit.



Ein Brief von Zacharias Werner an einen seiner Jugendfreunde.

Pinkefeld in Ungarn, den 21. Aug. 1818.

Mein lieber, lieber alter Freund!

Ich rufe vergebens alle Musen an, um dir zu sagen, wie sehr und herzinniglich es mich freut, daß du noch lebst und meiner noch so herzlich gedenkst; — — dich sollt' ich vergessen haben, dich, den ich aufs lebendigste noch vor mir erblicke, bald im grauen Frack nach der »neuen Bleiche«, den nun wohl schon eingefallenen Galgen vorbei, lustwandelnd, bald als examinandus Referendarius im rosenrothen Pelzcamisol auf dem Sackheim, die nie verglimmende Pfeife im Maul, am warmen Ofen sitzend über Höpfner's Institutionen weg theils nach den Obern, theils nach noch etwas Anderem, dir noch Lieberen und Liebgebliebenen, schielend! Unter tausend komischen Scenen ist mir die noch sehr gegenwärtig eines Nachmittags in dem Speisehaus in der Junkergasse, wo der Wirth einen polnischen Namen führte. Es war dasselbe Speisehaus, wo der (Gott gebe!) selige M** Kant's Metaphysik resp. repetirte und po-

pulär docirte, dabei aber täglich 10 bis 12 Portionen Kaffee auf Pump soff. In besagtem Speisehaus nun hatte eines Sommernachmittags Eris ihren Zankapfel so ausgestreut, daß in meinem Beisein, jedoch ohne alle Veranlassung, sich sechs meiner werthgeschätzten Commilitonen successive prügelten, und weiß ich es noch wie heute, daß auch du, mein Theurer! zu den obigen sechs resp. Prügelaustheilern und Empfängern gehörtest und dabei im buchstäblichen Verstande mit einem blauen Auge davon kamst. Ich aber und M**, glaube ich, saßen dabei, »den Fuß im Donnerwetter, das Haupt in Sonnenstrahlen«, in unbewaffneter Neutralität und ließen die zärtliche Theilnahme unsers Gemüthes am Schicksal unserer Freunde (der prügelnden nämlich und der geprügelten), wir ließen sie, sag' ich, nicht ganz ohne Grund für unsere eignen Felle besorgt, in keine thätliche Antheilnahme übergehen. —

Ach, wo sind sie alle hin, meine Jugendgenossen! Die beiden treuesten, weiß ich gewiß, schlummern schon: der grundehrliche Leo nämlich, der wahre Antipoet, denn mit dem bloßen Titel eines Gedichts konnte man ihn auf der Stelle, wie Wanzen mit Terpentinöl, vertreiben; dann mein guter edler Riek, der sich bald als Franz Moor strangulirte, bald in Polyglotten vergrub. Auch der scharfsinnige, tiefdenkende, alles nachahmende Mack weset schon im Grabe und trägt die lange bordirte Weste und altmodischen Sammthosen nicht mehr, die wir ihm, als er einmal seine ganze Garderobe verkeilt und doch spazieren zu gehen Lust hatte, vom Trödler holten und ihn so am hellen lichten Pfingstfeiertage, gleichsam wie einen Pfingstochsen aufgeputzt, durch die kneiphofsche Lang-

gasse schleppten. Fenkohl lebt, glaube ich, jetzt in Anspach als Hofgerichtsrath, nachdem er.... Des Kurländer Patz nicht zu vergessen, der zwar nichts auf der Welt studirt, aber doch die unvergleichliche Gabe hatte, jede Quadrille und Angloise absichtlich auf die rasend tollste Weise in Verwirrung zu bringen. Kurz ich erinnere mich an alles, wiewohl ich gern das meiste vergessen möchte. Ne reminiscaris delicta juventutis meæ! Das können und sollten wir beide sagen, mein Freund! wiewohl in deinen Tollheiten mehr Methode war als in den meinigen.

Auch hast du doch ein Domizilium, ich nicht; ich bin unstät und flüchtig wie Kain und Kurt Kuruth. Diesen Sommer über hat man mir von Seiten wohlwollender Leute ein gastfreundliches Obdach eingeräumt; ich wohne nämlich eine Tagereise von Wien beim Grafen Bathyani zu Pinkefeld in Ungarn, gehe aber, will's Gott, Ende Oktobers wieder nach Wien zurück, interimistisch, denn alles ist bei mir interimistisch, so wie ich selbst mit meinem ganzen Schicksale ein wahres menschliches Intermezzo bin. Nur drei Gegenstände sind bei mir nicht interimistisch, sondern dauernd. Nicht Gegenstände, sondern Zustände sind's, und es sind folgende drei: 1. das tiefe Gefühl meiner Nichtswürdigkeit; 2. der lebendige Wunsch, im allein wahren katholischen Glauben ewiglich zu beharren; 3. das signum indelebile meines Priesterstandes.

Dein Brief, den ich hier zu Pinkefeld erhielt, war mir »wie eine liebliche Musik vom Ufer der Garonne.« Als wir uns kennen lernten, hatte ich freilich schon den Taumelbecher gekostet, aber ihn doch noch nicht bis zur letzten Hefe ausgeleert.

Jetzt nage ich eigentlich, wie ein Bettler an einem Knochen, nur noch an der kurzen Zeit, wo ich schuldlos war, an der Periode vom ersten bis achten Jahre meines Lebens; alle meine folgende Lebenstage, mit Ausnahme dreier (des Sterbetages meiner Mutter, des Tages wo ich katholisch, und dessen, wo ich Priester wurde) **ceciderunt in profundum!!!** — Ich könnte freilich mit meiner Biographie ein Alphabet anfüllen, aber wer darf denn Arsenik auf einem Markte verkaufen? — Vergieb es mir also, wenn ich dich und mich selbst mit einer Skizze meines welt- und geistlichen Zigeuner-Lebens verschone, und verschone auch du mich, alter Spießgeselle! künftig mit Bemerkungen und lobenden Anspielungen über meine Celebrität. Denn dies Wort, ins Deutsche übersetzt, heißt doch bekanntlich nichts weiter als v o g e l f r e i, und das bin ich denn auch (wie dir aus Zeitungen und Journalen bekannt sein wird) in einem so seltenen Grade, daß es wenige Gimpel giebt, die an mir nicht ihren Schnabel wetzten. Doch lasse ich mir darüber außer den vielen grauen Haaren, die ich meinen Lastern verdanke, keine weitern wachsen, und bin vielleicht der einzige jetzt lebende deutsche Schriftsteller, der niemals selbst die verläumderischsten, unverschämtesten Journallügen einer Antwort gewürdigt hat. — Was mir seit **circa** 15 Jahren auf meinen holprichten Lebens- und Reisewegen besonders als Steine des An- und Fortstoßes unter die Füße gerollt ist, habe ich mir in D e n k z e t t e l n aufbewahrt, die als Stanzen, Sonette u. s. w. eine bedeutend große Zahl schon betragen, und die, wenn Gott mir mein ziemlich lästiges Leben verlängern sollte, gelegentlich mit Anmerkungen im

Druck erscheinen, entgegengesetzten Falls aber (weil ich bis jetzt noch nicht Zeit gehabt habe, sie abzuschreiben, und sie Niemand, so wie sie sind, lesen kann) ungelesen in den Lethe schwimmen werden. Das Nämliche gilt von meinem dramatischen Lieblingswerke, dem zweiten Theile des Kreuzes an der Ostsee, welches ich seit 1805 bis zur Hälfte fertig, seitdem aber fortzusetzen noch nicht Zeit gehabt habe, was mir leid thut. Eben so unvollendet noch ist mein bisher durch Gottes Hülfe gelungenstes Werk, betitelt: **Eucharistia**, oder das heiligste Altars-Sacrament, ein Meßhymnus. Es ist nach dem berühmten Stanzengemälde Raphaels, genannt **la disputa del s. Sacramento** (das du im Kupferstich kennen wirst), ja gewissermaßen vor demselben gearbeitet, enthält eine theils lyrisch, theils episch, ja dramatische Darstellung des heiligen Meßopfers in einfacher Liedesform und ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich Gott nur immer bitte, mich so lange leben zu lassen, bis ich das wenigstens vollendet habe. Doch sein Wille geschehe! Eben so unvollendet ist von mir Raphaels Leben, auch nach Zeichnungen, poetisch in Canzonenform. Vollendet dagegen, jedoch noch nicht gedruckt ist: die Mutter der Machabäer, eine geistliche Tragödie. Zu einer andern geistlichen Tragödie habe ich den Plan schon ganz ausgearbeitet. Du siehst, ich habe noch viel **in petto** und den Musen nicht entsagt. Aber ich bin den 18ten November 1768 schon geboren und habe keine Zeit, denn mein und Andrer Seelenheil geht vor! **A propos** wie alt bist du? Ich glaube, du bist weder zu alt noch zu jung, um auch an dein Seelenheil zu denken, und sende dir dabei

anliegend zwei meiner obigen Denkzettel, wovon das Sonett No. 1 meine Biographie und meinen dermaligen statum causæ et controversiæ in nuce, das No. 2 aber auch eine heilsame Moral für dich enthält. Das erste ist meines Wissens noch ungedruckt; du kannst es Leuten zeigen, darfst es aber Niemand abschriftlich mittheilen oder leihen, weil es sonst gedruckt werden könnte, und das mir sehr unangenehm sein würde. Predigten sind von mir (ein Paar ausgenommen) nicht gedruckt; auch sind Predigten überhaupt nicht zum Lesen, nur zum Hören. Was die Leute darüber sagen, ist größtentheils lobend und tadelnd gelogen. Doch habe ich einige junge tüchtige Bursche bei dieser Gelegenheit aus der Schlafstarrsucht geweckt, und das kann, will's Gott, in Zukunft gute Folgen haben! — Unter dem Titel: Geistliche Uebungen für drei Tage (Wien bei Wallishauser 1818) sind neulich einige geistliche Gedichte von mir gedruckt, von denen ich sogar einige auf der Kanzel gesagt habe.

Du frägst, ob ich nicht meine Vaterstadt wieder sehn wolle? Meine ganze Seele sehnt sich nach Königsberg, nicht um dort zu wohnen (Gott bewahre mich davor!), sondern um es noch einmal vor meinem Ende zu sehen, und meiner Mutter Grabstätte und die Stellen meiner ersten Gefühle, Verirrungen und Frevel mit meinen Thränen zu baden; denn noch einmal gesagt, nur die früheste Jugendzeit lebt noch, alles Andere verwest schon in meiner Erinnerung. Ich käme also sehr gern, aber das Hauptwort des Christen ist Beruf. Bekomme ich Beruf nach Danzig, Königsberg oder auch Rußland zu reisen, so könnte und würde ich, durch nichts Gefes-

selter und ganz unermüdlicher Reisender, mich dazu künftigen Sommer, wenn ich ihn erlebe (denn nächsten ganzen Winter habe ich wieder Predigten in Wien übernommen) gern entschließen, **in casu quod non** verschieben wir unser Wiedersehn auf die Ewigkeit, **NB.** insofern ich Vergebung meiner Sünden erlange, und du zum wahren Glauben gelangest; denn zwar hier nur beiläufig, aber doch sehr ernstlich gesprochen, mein lieber Bruder! so ist es doch ein wahres Spektakel, daß ein so vielseitig gebildeter, scharfsinniger Mann wie du, noch über das Wesentlichste der Menschheit nicht ernstlich nachgedacht hat. Denn hättest du das, wie wäre es möglich, daß ein geistreicher, sinnvoller Mensch, wie du, nicht die langweiligste und fadeste aller Geckenkappen, Protestantismus genannt, längst abgeworfen, und die Strahlenkrone des ächten, ewigen, katholischen Glaubens (des einzig wahrhaft christlichen) ergriffen hättest. Also thue noch, ich beschwöre dich, was nicht gethan zu haben dich ewig reuen würde, bedenke, daß das Ziel des Menschen nicht das zeitlich-Behagliche, nur das ewig Beseligende sein, und daß es über einen und denselben Gegenstand nur eine Wahrheit geben kann! Du schreibst, dein Beruf lasse dir Muße zur Lesung der besten Dichter und philosophischen Werke. Auch ich weiß, was man so die besten Werke nennt, weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß man aus diesen »besten Werken« nicht einmal im tiefen Schmerze für die Ewigkeit Beruhigung gewinnt! Also benutze deine kostbare Muße, die der Tod dir bald nicht vermehren, sondern rauben kann, zu bedenken, daß jeder nicht unverschuldet Unwissende (und zu der Kate-

gorie gehörst du mit) nur im wahren Glauben die ewige Seligkeit gewinnen kann! Damit du aber auch wissest, was der katholische Glaube, und daß er nicht die Vogelscheuche und die Blendlaterne sei, wozu die alten Hasenfüße von Encyclopädisten, die neuern Hampelmänner von seichten und lahmen sogenannten protestantischen und auch zum Theil sogenannten katholischen Neologen, inclusive der noch neuern Knochenmänner von deutschen Metaphysikern und der allerneuesten Lümmel aus Luthers aufgewärmter Sudelküche (die nur die Fetzen und das Mark haben des kräftigen und, wenn gleich frechen und irrenden, doch es ehrlich und tüchtig meinenden großen Dichters Luther), damit du, sag' ich, wissest, daß das katholische Christenthum nicht das sey, wozu jene unverschämten, bald liederlich Gott verläugnenden, bald hysterisch Gott profanirenden Lügner es gerne machen möchten, sondern daß das katholische Christenthum das einzig wahre Christenthum, d. h. die Blüthe der sittlichen Menschheit und ihre Krone, daß das katholische Christenthum das sey, ohne welches die Philosophie ein Traum, die Poesie ein Schaum, die Geschichte eine Lüge, die Physik ein ekelhaftes Chaos von frazzenhaften Todeslarven, das Licht (gleichviel ob physisches oder sittliches) die Schminke einer verlebten Buhlerin, ohne welches das Heldenthum Tigersinn, der Staat entweder, wie bei den Alten, ein Sammelplatz sich gefühllos isolirender Egoisten oder, wie bei den Neuesten, ein widerlicher Mischmasch vegetirender, von Bullenbeißern und Spitzen gehetzter, beutelschneiderischer und beutelleerender Bevölkerungsmaschinen, die Moral ein Knochenhaus, die Sittlichkeit ein Danaidenfaß, der Friede und

die Liebe zur stillen und tollen Wuth eines Narrenspitals werden; damit du das alles wissest und erfahrest, daß das katholische Christenthum keine alte Weibersache, kein Tetzelscher Ablaßkram, kein pfäffisches Hirngespinnst oder arglistisches Truggewebe, sondern vielmehr die conditio sine qua non aller menschlichen Bildung und Vollendung sey, und daß Sündenfall, Erlösung und Kirche, auch wenn sie nicht (wie sie sind) wirklich wären, die Hauptpostulate sind aller philosophischen Begriffe, einzig befriedigend aufgelößt im einzig wahren katholischen Glauben, damit du das und den grandios consequent, allen Widerstand zermalmenden, alles Schicksal verachtenden Geist des allein beseligenden Glaubens erfahrest, so lies, wenn du aus Novalis geistlichen Liedern dir Appetit zum Christenthum überhaupt gemacht und aus dem Conc. Trid. das skeletirte System des Glaubens gelernt haben wirst, lies, sage ich, Stolberg's »Geschichte der Religion Jesu«, des großen Augustinus Bücher de vera religione und de civitate Dei, die Schrift des Hochmeisters der Philosophie Tauler und der Hochmeisterin der Poesie Theresia, lies den Franziscus v. Sales, auch meinetwegen Sailer's Moral, und lerne dich etwas — schämen.

Werner.

Schuler sculp.

DER ERSTE KUMMER.

Carlsruhe, Kunst Verlag

Gedichte

von

Wilhelm von Schütz.

Erndtehymnus.

Einmal die Natur im Jahre
Weckt den frommen Sinn,
Wenn in Feldern wie zur Bahre
Garben sinken hin,
Uns des Todes Bild;
Aber hoffnungsmild.

Wie wird dann die Luft so stille,
Wie der Himmel blau!
Und von grüner Flur der Wille
Wallt zur lichten Au',
Vom gemähten Feld
Nach der Sonnenwelt. —

Gottesliebe.

Wenn alle Menschen sagen,
Die Liebe schaffe Schmerz;
Wie darf ich dann wohl klagen,
Daß Dir, Gott, bricht mein Herz. —

Sündenstand.

Wenn der Regennebel Fluthen
Zwischen Erd' und Himmel wallen;
Dann die Herzenswunden bluten,
Dann die Bußposaunen hallen.

Soll ich das Geheimniß deuten? —
Kannst im Buch der Bücher lesen,
Daß sich Nebelwolken breiten,
Als Gott schuf ein Menschenwesen.

Und drum jetzt noch Nebel kommen,
An das Rettungswerk zu mahnen.
Alle Nebel weggenommen;
Dann weh'n strahlend Gottes Fahnen.

Neue Sühne.

Alles lag in Widersprüchen,
Als der Vater in dem Sohne
Auf sich nahm des Fleisches Frohne;
Einklang war der Welt entwichen. —

Jesus, Demuth ganz und Liebe,
Nur durch sie der Weisheit Stern,
Was verzwistet nah und fern
Eint' im innern Sühnungstriebe.

Fried' und Eintracht war sein Wesen,
Irrthumswunden auszuheilen.
Bei den Menschen sein Verweilen
Ihrem Siechthum gab Genesen.

Glich sein Heilen mildem Oele,
Das den innern Zwist nicht kennt,
Und, indem er nur entbrennt,
Leise stillt den Kampf der Seele. —

Aber Zeiten sollten kommen,
Die noch andres Werk begehren:
Eines Herzens Selbstverzehren,
Dem der Funken zwei erglommen.

Denn das uranfänglich Gute
Wußte gar nichts von dem Bösen,
Konnte so die Welt erlösen
Mit dem himmelreinen Blute.

Doch wirkt noch der Schlange Dichten,
Sünd' in jedes Heil zu legen:
Drum ein Herz die Schuld muß pflegen,
Um als Huld sie zu vernichten.

Wahrlich Einer noch muß tragen,
Gut und Arg recht tief im Herzen,
Um aus letzter Argheit Schmerzen
Lichterlös't empor zu tagen. —

Der Geist Gottes.

Ein Geist, urew'ges Wesen!
Bist Du, wahrhaft'ger Geist.
Doch wer Dich nicht nennt Wesen,
Der kennt dich nicht als Geist. —

Strafworte.

Auf dem Pfade
Deiner Gnade,
Christus! rüst' ich mich zum Dulden,
Strafend unsrer Tage Schulden.

Dich verkennen
Und nicht nennen
Gottes Sohn, ist's Fleischeskranken,
Volksfurcht, oder innres Schwanken?

Weltsinns Feier
In den Schleier
Christkathol'scher Prozession
Hüllen, ehrt nicht Gottes Sohn.

Künstlermeißel
Wird ihm Geißel,
Wenn er sinnt, das Kreuz zu zieren,
Es dem Altar zu entführen.

Andre Ehren
Gott gewähren,
Als uns von dem heil'gen Geiste
Eingesetzet, ist zu dreiste.

Sünder sollen
Wählen wollen,
Wie dem Herren sich vereinen,
Damit Gnadenstrahlen scheinen? —

Sein Gedächtniß
Im Vermächtniß
Wandellos und Sacrament,
Flieht des Wechsels Element.

Worte der Stärkung.

Nicht Frömmler seyd, nein, heldenmüth'ge Männer,
Und euer Heldenthum nennt kräft'ges Dulden!
Denn jeder ächte Gottessohns = Bekenner
Sieht, Jesum glaubend, sich in tiefen Schulden;
Und wer da duldend kämpft, der hilft erlösen
Sich selbst und auch die Mitwelt von dem Bösen.

Wo steht, fragt ihr, der Feind, der zu bekriegen?
Wohin das Auge reicht, ist er zu schauen;
Unkenntlich zwar in den verlarvten Zügen,

Doch könnt ihr einem Merkmal sicher trauen.
Er prunkt mit unermeßlichem Bestreben,
Und mit den Schätzen, die er prahlt zu heben.

Sucht gegen solchen Feind ihr nach den Waffen?
Ich nenn' euch die, so wahrlich triumphiren.
Kämpft, die Begierden aus euch wegzuschaffen,
Fangt an, euch mit Entbehrungen zu zieren,
Und jenen, die um der Bedürfniß wegen
Sich reich erachten, zeigt der Armuth Segen.

Nicht darum darben sollt ihr, nur entbehren;
Sollt euch nicht arm, vielmehr euch reich empfinden,
Euch Krieger nennen, die nicht Sold begehren,
Noch trachten, sich ergieb'gen Sitz zu gründen.
Daß ihr nichts braucht noch sucht, dien' euch zum Speere;
So steht der Kirche ihr zur Landeswehre.

Sprecht: »Wir woll'n nicht auf glattem Estrich wohnen,
Nicht uns in seidenweiche Stoffe hüllen,
Noch auch auf euer Rangbuch werfen Hohnen.
Es mag bestehn! Jedoch laut unserm Willen
Hat höchsten Sitz, wer nahe Christi Sonne,
Auswendig arm ist, innen reich an Wonne.« —

Natürliche Religion.

Ich rufe Männer euch, die stets ihr mahnet,
In Heiterkeit das Gute zu vollbringen,
Den Pfad zu geh'n, den Geistesklarheit bahnet,
Im Innern sicher, ruhig im Vollbringen, —
Die Hand aufs Herz: ließ niemals sehnend Bangen
Jenseit des Zieles euch ein Gut verlangen? —

Und jeder Vorsatz, was war sein Bezwecken?
Ein kräftig Handeln und ein thätig Wirken,
Um gute Keim' in euer Feld zu stecken,
Damit euch in den heimischen Bezirken
Umrauschen mög' als schöne Waldesfülle,
Was ihr geheim trugt in Gemüth und Wille.

Wohl ist es schön, im Herzen Gutes hegen,
Begreiflich auch, es weiter woll'n verbreiten;
Wenn sich des Frühlings erste Lüfte regen,
Treibt Jeden Lust, in das Gefild zu schreiten,
Handlangend, damit ihm zum Garten grüne,
Was selbst er bringt auf seines Sinnes Bühne.

Ein holdes Thun, das reine Lust gewähret,
Das dem Beglückten, der sich dran läßt gnügen,
Des Unschuldstandes Widerspiel bescheeret,
Es schlummern Neid ihm, Habsucht, Hoffahrt, Lügen.
Hier, spricht der Glückliche, will ich nichts wissen
Vom Weltenzwist, kann seine Schätze missen.

Gut! — Aber hoffst du deiner Pflanzung Dauer?
Du hast dich nur ergötzt im heitern Spiele.
Der Tod liegt deiner Schöpfung auf der Lauer;
Und säumt er auch, gelangst du bis zum Ziele:
Ein Bild der Seligkeit nur conterfeiet
Hast du, die Seligkeit selbst nicht erfreiet.

Du rufst mir: »Finsteres Orakel! schweige,
Die Wahrheit gehet nicht aus deinem Munde.
Dein Leben blieb gleich einem dürren Zweige,
Drum giebst vom Leben du so trübe Kunde.«
Doch sag' ich: nein! — Ich habe reich genossen
Die Wonnen, die auf jenem Erdreich sprossen.

Auch heute noch sie mir das Herz beglücken,
Heut' mehr sogar, als in verfloßnen Zeiten.
Denn nun kann ich sie mit dem Thau erquicken,
Der meinem eignen Wesen zu bereiten
Ein heilig Wunder mußte wirksam werden,
Vom Himmel schwebend nieder zu der Erden.

Dies Wunder war, daß mir ein Lichtstrahl sagte:
Den mächt'gen Trieb, des Inneren Gebilde,
Die hinzustellen dich ein Drängen plagte,
Laß welken nur auf deines Seins Gefilde;
Sei Knecht, der willig nur die Scholle wendet. —
Ich folgt', und Gott nun Saat den Furchen spendet.

Gewissensforschung.

Allmächt'ger Gott, befleißt
War für dein Reich ich heute!
Gewirket hat mein Geist,
Daß ihm der Pfad sich weite.

Dein Licht kam ausgegossen;
Ich schifft' auf seinem Spiegel,
Brach höh'rer Kunde Sprossen;
Noch ruht darauf ein Siegel. —

Jedoch im jungen Herzen
Der Liebe Schmachten schlief,
Weil mich der Himmelskerzen
Glanz allzumächtig rief.

Der Andacht heil'ges Weinen,
Der Inbrunnst süßes Fleh'n,
Sie zögerten, im reinen
Thau' mir auf's Land zu weh'n. —

Süß ist, dein Licht zu trinken,
Doch will's den Sinn entrücken;
Mach', Herr, mich niedersinken
Und Demuthsthränen pflücken.

Nachruf an Friedrich Schlegel.

I.

Ein Jüngling noch begann er aufzurollen
Das neuste Buch der weltlichen Geschicke;
Ins Thun der Menschen warf er lichte Blicke,
Und drang ein in der Vorzeit Weisheitsstollen.
Mit Weisheit hub er an: doch in der vollen
Kraft reif'rer Jugend fühlt' er dort die Lücke.
Der Dichtung Traube brach er sich zur Brücke,
Um, von ihr zechend, Andacht Gott zu zollen.
Da fühlt' er bald — les't seine Abendröthe! —
Wie Dichtung nur ein solches Luftgebilde,
Das, strahlt die wahre Sonne, muß verschweben.
Nun wehten ihm aus Orgel und aus Flöte
Der Rel'gion Choräl' in's Erdgefilde.
Ihr irr't, sprach er, Christus allein giebt Leben! —

II.

Wie Kunde wir von seinem Tod empfangen,
Hat heiter er das Zeitliche verlassen.
Wer glaubt es nicht? — Nie konnt' er unterlassen
Laut zu vertrau'n sein unerfüllt Verlangen.
Mich brennt es, sprach er oft mit glüh'nden Wangen,
Als Missionär den Pilgerstab zu fassen,
Den Völkern in des Nord und Süden Gassen
Laut zu verkünden, was wird bald anfangen:

Die letzte Zeit des Antichrist rückt nahe;
Der Erde Vesten dröhnend schon erbeben;
Die Menschen wissen nicht mehr sich zufrieden.
Drum eile jeder, daß er noch empfahe
Durch Jesus Christus das wahrhaft'ge Leben,
Und bald geheilet werde von den Sünden.

III.

Die Welt hat nicht sein Antlitz abgerissen,
Deß' hohen Werth auch Gegner sich gestehen,
Deß' Jugend sie bewundernd angesehen,
Und den Germanien noch lang' wird missen. —
Verlanget ihr davon den Grund zu wissen?
Er hat gelernt, zu dem Erlöser flehen,
Verlernt, mit Trug, mit Lügen umzugehen,
Hat seinen Geist der Frohn der Zeit entrissen.
Seitdem begann von ihm die Welt zu schweigen,
Die Welt, der was von Gott gekommen, widert,
Und die Verderbtes auszuschmücken trachtet.
O! hätt' er nur das Christenthum verachtet,
Hätt' er nur Gott und den Altar erniedert:
Es würde jede Wand sein Bildniß zeigen.

Der Geist Gottes.

Ein Geist, urew'ges Wesen!
Bist Du, wahrhaft'ger Geist.
Doch wer Dich nicht nennt Wesen,
Der kennt dich nicht als Geist. —

Strafworte.

Auf dem Pfade
Deiner Gnade,
Christus! rüst' ich mich zum Dulden,
Strafend unsrer Tage Schulden.

Dich verkennen
Und nicht nennen
Gottes Sohn, ist's Fleischeskranken,
Volksfurcht, oder innres Schwanken?

Weltsinns Feier
In den Schleier
Christkathol'scher Prozession
Hüllen, ehrt nicht Gottes Sohn.

Künstlermeißel
Wird ihm Geißel,
Wenn er sinnt, das Kreuz zu zieren,
Es dem Altar zu entführen.

Andre Ehren
Gott gewähren,
Als uns von dem heil'gen Geiste
Eingesetzet, ist zu dreiste.

Sünder sollen
Wählen wollen,
Wie dem Herren sich vereinen,
Damit Gnadenstrahlen scheinen? —

Sein Gedächtniß
Im Vermächtniß
Wandellos und Sacrament,
Flieht des Wechsels Element.

Worte der Stärkung.

Nicht Frömmler seyd, nein, heldenmüth'ge Männer,
Und euer Heldenthum nennt kräft'ges Dulden!
Denn jeder ächte Gottessohns = Bekenner
Sieht, Jesum glaubend, sich in tiefen Schulden;
Und wer da duldend kämpft, der hilft erlösen
Sich selbst und auch die Mitwelt von dem Bösen.

Wo steht, fragt ihr, der Feind, der zu bekriegen?
Wohin das Auge reicht, ist er zu schauen;
Unkenntlich zwar in den verlarvten Zügen,

Sonette

von

Georg Henner.

Der bekümmerten Seele Trost.

1.

Verzag nicht, reuig Herz, ob deiner Sünden,
Glaub nicht verschlossen dir die Himmelspfade,
Vertraue auf die ewig wache Gnade,
Die uns im Worte kam, Heil zu verkünden.
Voll Liebe wollte ja der Herr entzünden
Der heil'gen Lehre Licht, daß dem Gestade
Der Himmelsruh der müde Schiffer nah'te,
Vom Tod bedrängt aus tausend Wellenschlünden,
Der Vater eilt dem Sohne, längst verloren,
Entgegen eilt er ihm voll Liebesfreude,
Preßt ihn an's Herz, als wär' er neu geboren,
Er kleidet ihn mit weißem Feierkleide,
Zum Festmahl wird das beste Lamm erkohren —
O sei getröstet, laß von düstrem Leide!

2.

Als einst die Pharisäer Magdalenen,
Verachtet durch ihr sündenvolles Leben
Zu Christi Füßen sahen reuig beben,

Mit Balsam salbend ihn und heißen Thränen,
Da zweifeln sie am Herrn in argem Wähnen.
Doch Er sah der Gedanken feinstes Weben
Und sprach: »Viel Sünden sind dem Weib vergeben,
»Denn viel hat sie geliebt in Schmerzen, Sehnen.
»Und welcher liebt wohl seinen Schuldherrn wärmer,
»Der, dem er funfzig, der, dem fünf er schenkte?«
Wenn sich dein Herz in Reue tief versenkte,
Wird, dir allein der Herr an Gnaden ärmer,
Mit streng'ren Blicken dann entgegen kommen?
O reuig Herz, warum stets nur beklommen!?

3.

Als unser Herr am Kreuze wollte leiden,
Ein Liebeswerk, unsäglich unsern Zungen,
Von Spott, von Dornen, Nägeln ganz durchdrungen,
Ein sündig Schächerpaar zu seinen Seiten,
Da sprach zu ihm der eine von den beiden:
»Herr! denke meiner, wann du ausgerungen,
»Und in dein ewig Reich dich hast geschwungen!
»Verstoß mich nicht aus deinen Seligkeiten!«
Da sprach der Herr mit liebendem Erbarmen
Das Trosteswort dem Reuevollen, Armen:
»»Noch heute wirst du sein im Paradiese!««
Tilgt Reue nicht die allerschlimmsten Fehle?
Verzage nicht, du angsterfüllte Seele,
Daß sich aus dir der Liebe Born erschließe.

4.

Daß sich dem Herrn viel Zöllner, Sünder nahten,
Den Pharisäern wollt' es nicht behagen;
Doch er begann die Murrenden zu fragen:
»Wenn in die Irre dir ein Lamm gerathen,
»Wirst du nicht ängstlich Berge, Wälder, Saaten
»Durchsuchen unter Rufen, unter Klagen,
»Und hast du's wieder, deinen Nachbarn sagen:
»Freu't euch, ich hab' mein Schäflein sonder Zagen!
»So freut die Engel mehr die tiefe Reue,
»Des Sünders Wiederkehren zu der Heerde
»Als alles Leben nie gesunk'ner Reinen.«
O daß dieß Bild auch dir den Muth erneue!
Sucht ja auch uns Verirrte auf der Erde
Der Heiland stets dem Himmel rückzueinen.

Des Christen dreifache Geburt.

Als unser Herr am Krenzesstamm vollendet,
Hat noch die Lanze ihm das Herz durchdrungen,
Woraus ein heil'ger Doppelquell entsprungen,
Der Blut und Wasser liebend uns gespendet.
Das Wasser ist zur Taufe uns gesendet,
In ihm ist recht die finstre Macht bezwungen,
Von Abgrundsfesseln sind wir losgerungen,
Und neu geboren, neu zum Licht gewendet.
Doch wenn in eigner Schwächlichkeit wir sinken,
Zum zweitenmal geboren, wieder sterben,

Im Aug' uns heiße Reuethränen blinken:
Noch läßt der Herr uns liebend, nicht verderben,
Er beut sein eignes Herzblut uns zu trinken,
Erneut zum drittenmal des Himmels Erben.

Das am Charfreitage erleuchtete Kreuz.

Wie strahlst du durch die düstern Tempelhallen
In goldnem Licht, verklärtes Siegeszeichen!
In Andacht tausend Knie' sich vor dir beugen
Und heil'ge Chöre tieferschütternd schallen.
Noch lichter soll dein Glanz in's Herze fallen,
Den Tempel, der dem Ewigen treueigen,
Auf daß die Schatten allgemach entweichen,
Und Opferflammen auf zum Himmel wallen.
Stets lichter reiner sollst du da erglänzen,
Stets höher soll die Opferflamme schlagen,
Aufstrebend nach den ew'gen Palmenkränzen,
Wo uns dein Licht wird nie verlöschend tagen,
Um unsre tiefe Sehnsucht zu ergänzen,
Die qualvoll kämpfend wir so lang ertragen.

Das Leben.

Es sei das Leben uns ein Domgebäude,
Auf sinnvoll hohe Kreuzesform gegründet,
Wie Säulenbündel, kraftvoll, fest verbindet,

Steh' unsre Geisteskraft in Leid und Freude.
Den Altar bilden Herzen, unentweihte,
Von hoher Liebesflamme Gluth entzündet,
Und was die Seel' im Innersten empfindet,
Es tön' empor, wie Orgel und Geläute.
Dann hat sich steter Frühling uns erschlossen,
An allen Seiten Knospen, Blumen sprossen,
Stets offen sind dem Frieden die Portale.
Dann stärket in solch' herrlichem Gebäude
Auch Himmelskraft die müden Pilgersleute
Zur Himmelfahrt aus tiefem Erdenthale.

Tod.

Tritt einst der Tod mit seinen kalten Händen
Ans Bett zu dir und zählt die letzten Schläge
Des Pulses, welcher schleichend, matt und träge
Dich mahnet an das Enden und Vollenden:
Verzage nicht, der Himmel will ihn senden,
Auf daß er öffne dir die rechten Wege,
Zurück zu seiner Reinheit Urgepräge
Den Müden, Kranken, Zagenden zu wenden.
Drum lösch bei Tag schon all das finstre Glühen
Im Herzen aus mit Kampf und Noth und Mühen,
Willst du des Vaters himmlisch Haus erwerben.
Dein Alles setze froh an solches Streben,
Nur wer im Leben schon begann zu sterben,
Der hebt im Sterben selber an zu leben.

Der Erdenfriede.

Nach Thomas von Kempen II. 3. 3.

Wozu das Drängen, Haschen, Laufen, Jagen?
Wem strebt ihr nach, eilfertige Gesellen,
So wild und wirre, wie die dunkeln Wellen
Des Meers im Sturme durch einander schlagen?
Den Frieden suchet ihr in tollem Wagen?
Des Herzens Nacht soll Zornes Gluth erhellen?
Aus Habsucht, Ehrgeiz, soll euch Ruh entquellen,
Unlautrer Kampf Versöhnungsfrüchte tragen?
Der Friede quillt in jenen blauen Weiten,
Zu uns herab strahlt nur ein schwacher Blick,
Und läßt nur ahnen seine Seligkeiten.
Sanftmüthig tragen jedes Mißgeschick
Und in der eignen Brust das Heer von Leiden,
Das ist auf Erden unsres Friedens Glück.

Die Gnade.

Nach demselben II. 8. 5.

Das Kind wird jammernd schon zur Welt geboren,
Sein Engel stehet weinend an der Wiege,
Daß noch die Seel' in argen Banden liege,
Die hohe Himmelskraft ihr sei verloren.
Da quillt ein Wasser aus des Himmels Thoren.

Der Gnade Strahl, rüstend den Staub zum Siege,
Daß er verklärt aus Kampf und Leiden fliege,
Zum ew'gen Schau'n des Vateraug's erkohren.
Im Licht der Gnade wächst die Kraft dem Schwachen,
Sein Aug' wird wach und hell, im Kreuzeszeichen
Ringt siegreich nieder er des Abgrunds Drachen.
Doch läßt er stolz das Friedenslicht entweichen,
Aus schweren Träumen wird er bang' erwachen,
Zerschlagen von des Unheils argen Streichen.

Gold und Armuth.

Nach demselben III. 32. 1 und 2.

Laß dich vom Gold der Erde nicht berücken,
Sein Gleisen führt wie Irrlicht dich in Oeden,
Wo du versinkst in Aengsten und in Nöthen,
Wo dich beschmutzet, was dir schien Entzücken.
Willst du mit wahrem Reichthum dich beglücken,
Kauf' Gold vom Himmel, das in allen Röthen
Des Feuers seine Schlacken mußt' ertödten,
Kauf' es mit Beten, Wachen, Thränenblicken.
Laß schnell die Riegel deines Herzens fallen,
Laß Erdenweisheit, Selbstsucht weiter wallen,
Und reich wirst du in solcher Armuth werden.
Wer Alles drangibt, nur wird Alles finden,
In Leerheit einzig mag es sich entzünden
Das Feuer, welches nicht von dieser Erde.

Der Quell der Kraft.

Du fragest, wo der Quell der Kraft gelegen,
Der uns begeistert durchs Gefühl der Freuden,
Uns niederschickt den Prüfungskampf der Leiden,
Uns hebt und trägt auf allen unsern Wegen?
Blick auf zum Himmel, da wohnt Gottes Segen,
Dich kräft'gend im Erkennen vorzuschreiten,
Dich stärkend in des Lebens Bitterkeiten,
Dich führend ew'gem Friedensglück entgegen.
Da wohnt die Liebe, die, den Fall zu sühnen,
Die Kindesrechte uns zurückzugeben,
Als Opferlamm und Priester ist erschienen.
Dorthin empor, du all mein Herzens-Streben,
Im Hymnenflug im hochbegeistert kühnen,
Zur Quelle aller Kraft, zu deinem Leben!

Zwei Tage am Fuſse der Pyrenäen.

Aus dem Erinerungsbuche eines Reiſenden.

Von

J. B. von Pfeilschifter.

Erſter Tag.

Im Herbſte des Jahres 1820, auf einer Reiſe nach Spanien begriffen, ſah ich in Paris mich nach einem Geſellſchafter um, und fand ihn auch bald in der Perſon eines franzöſiſchen Kaufmanns, den Geſchäfte nach Liſſabon riefen. Der Tag der Abreiſe wurde feſtgeſetzt. Mein Reiſegefährte, der zu Urogne, dem letzten franzöſiſchen Flecken an der ſpaniſchen Gränze, anſäſſig war, wünſchte, auf der Durchreiſe ſich einen Tag lang im Schooße ſeiner Familie zu verweilen, und ich ging auf ſeinen Vorſchlag um ſo lieber ein, als ich mir von einem ſolchen, wenn auch kurzen Aufenthalt am Fuße der Pyrenäen Belehrung und Genuß verſprach.

Unſere Reiſe durch den Weſten Frankreichs bot nichts Erzählenswerthes dar; durch Chartres, Vendome, das ehrwürdige Tours, das alterthümliche Poitiers, das reiche, mitten in Rebengärten gelagerte Bordeaux in raſchem Fluge eilend, erreichten wir am vierten Tage Bayonne. Der Sand der Landes war uns etwas hinderlich geworden, ſo daß, als wir hier

anlangten, bereits die Nacht hereinbrach, eine mir unvergeßliche, schauerliche Nacht, denn kaum waren wir wieder zur Stadt hinaus, so zog ein fürchterliches Gewitter heran, das hier einen doppelt schauerlichen Eindruck machte. Von Bayonne aus führt nämlich der Weg hart an der Meeresküste hin, bei St. Jean de Luz passirt man sogar eine schmale Bucht. Der Sturm war so heftig, daß er unser leichtes Fuhrwerk jeden Augenblick umzuwerfen drohte. In diesem Momente in undurchdringliches Dunkel gehüllt, sahen wir im andern uns von einem Feuerstrom übergossen, so daß die Pferde sich bäumten; und während ober uns der Donner furchtbar rollte und der Sturm gräßlich heulte, brausten und tobten zu unsern Füßen unsichtbar die Meereswogen. Nur die Spannung, in welche die Neuheit und Eigenthümlichkeit der Scene die Seele versetzte, ließ sie die Gefühle der Furcht bemeistern.

Es war Mitternacht vorüber, als wir Urogne erreichten und im gastlichen Hause meines Reisegefährten abstiegen. Mehr noch als die Ermüdung und die letzten Eindrücke war es das Gefühl, mich hier zu wissen und morgen schon das Land der Wunder und meiner Sehnsucht zu betreten, was mich zu keinem Schlafe kommen ließ. Ich stand mit dem frühesten Morgen auf und rannte hinaus, als hätte ich mich erst mit eigenen Augen überzeugen wollen, daß ich mich wirklich am Fuße der Pyrenäen befand. Eindrücke dieser Art lassen sich leichter nachempfinden als beschreiben. Was der Traum und die Sehnsucht des Knaben gewesen, war jetzt Wirklichkeit geworden, ich stand hier am Fuße der Pyrenäen, mein Auge hieng staunend an ihren zackigten Spitzen, und nur der Raum einer

Stunde trennte mich noch vom spanischen Boden. Die Luft wehte frisch herüber aus Biscaya, und die steilen Gipfel des Tres Coronas blickten mich freundlich winkend an. Ich sog diese Luft in gierigen Zügen ein, sah still zu den altergrauen, wunderlich geformten, unermeßlichen Gebirgs-Massen hinauf; ein wunderbares Gefühl der Wehmuth beschlich mich, das Nahe mahnte mich an das Ferne, hinter der Gegenwart stiegen Erinnerungen an Vergangenes auf und der Gedanke an meine Theuren, die am fernen Fuße des Hohenbogens nicht ahneten, daß ich zu dieser Stunde an der Grenze Spaniens, an der Küste des atlantischen Oceans herumirrte!

Ueber niedrige Hügel westwärts schweifend fand ich mich endlich auf einem Berge, wohin mich ein einsam stehendes Kreuz gelockt hatte, und welch' ein neuer Anblick that sich hier vor mir auf! Das schwarze Kreuz warf seine langen Schatten über ein stilles Bethaus hin; hinter mir die graue Wand des La Rhune, und vor mir, tief unten, das dunkle, wogende Weltmeer! Links tritt das Vorgebirg del Higuer weit in die See hinaus, und rechts brachen die Wogen sich an dem steilen Gestade von St. Jean de Luz und rollten als hellglänzender Schaum tief in das Meer hinein, bis sie endlich — untergingen. —

Ich stieg den Berg hinunter, um mich dem Strande so weit als möglich zu nähern, und wandte mich spät erst, des Schauens und Sinnens müde, heimwärts. Als ich die Stätte des Kreuzes wieder erreichte, fand ich in und vor der Kapelle eine Schaar junger Mädchen auf den Knieen liegend und an ihrer Spitze eine Gestalt im Nonnenkleide. Ich blieb bei dem

rührenden Anblick wie gefesselt stehen, beugte endlich meine Kniee und gesellte mich zu den Betenden, um, wenn die Andacht beendigt wäre, die Führerin dieser Kinder zu sehen und wo möglich zu sprechen. Nachdem sie zuletzt noch ein rührendes Lied zur heiligen Jungfrau gesungen hatten, erhoben sie sich, legten Blumen auf den Altar nieder und machten Anstalt sich zu entfernen. Ich faßte mir ein Herz und richtete an die Nonne halb unzusammenhängende Worte, worin ich die Freiheit, die ich mir nahm, mit der Neugierde eines Fremdlings entschuldigte, den sie an der Unvollkommenheit, womit er sich in ihrer Sprache ausdrücke, schon genugsam erkennen würde, und nach der Absicht dieser Wallfahrt und ihres Gebetes fragte.

Mit ruhiger Würde und einem Tone, der süß wie Musik klang, erzählte mir die Nonne, die, seit sie sich erhoben und ihre schlanke, zarte, in ein ärmliches aber reinliches Kleid gehüllte Gestalt und das anmuthige Oval eines etwas blassen, aber holdseligen Gesichtes zeigte, als ein Mädchen von seltner Schönheit mir erschien, daß diese ihr zur Erziehung anvertrauten Kinder größtentheils Töchter von Matrosen, daß die Gefahren der Seefahrt im biscayschen Meerbusen bekannt, und daß sie gewohnt seien, nach jeder stürmischen Nacht zu Maria, der Patronin aller Seefahrer, auf diese Höhe zu wallfahren, um vor dem Bilde der Gnadenmutter, zu welcher der Matrose das Aug' in Gefahren vertrauend erhebt, und vor dem Kreuze, das ihm Versöhnung winkt, Gott für die Rettung der Lebendigen zu danken und für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten. Manches dieser Kinder weiß,

setzte sie hinzu, in diesem Augenblicke nicht, ob es noch einen Vater, einen Bruder, einen Ernährer hat, allein wir haben uns erinnert, daß dort oben Einer für uns lebt und sorgt. — Ich hing betrachtend und bewundernd an diesen zarten Lippen, die sich so anmuthig bewegten und so sinnige Worte zierlich sprachen, und an den klaren Augen, die so seelenvoll, so ruhig und doch so bezaubernd blickten; ich fühlte mich tief ergriffen. Ich dankte ihr in kaum verständlichen Worten und setzte stammelnd hinzu, sie möchte meine innere Bewegung nicht befremdend deuten; ich fühlte mich eigenthümlich gerührt, zum ersten Mal in meinem Leben eine Dame in solchem Kleide zu sehen und sprechen zu hören, ob ich gleich, wie sie, in einem katholischen Lande geboren sei. — »Sie sind, entgegnete sie milde lächelnd, wohl aus einem fernen Lande; doch Kinder einer und derselben Mutter sind Katholiken einander nicht fremd, wenn auch weite Länderstrecken und die irdische Sprache sie scheiden; im Hause unserer Mutter reden wir alle Eine Sprache und Ein Zeichen macht uns alle einander kenntlich. Sie scheinen mit uns vor diesem Kreuze geknieet zu haben, ich darf also nicht befürchten, daß Sie dieses Zeichen einer höhern und innigern Verwandtschaft abgelegt haben, und gern mag ich Sie Bruder nennen. Ich kenne Ihre Heimath nicht, wenn aber in Ihrem Vaterlande meinen Schwestern die Häfen verschlossen sind, wohin ein gebrochenes Herz sich flüchtet, oder wo eine zur Liebe kräftige und freudige Seele würdige Beschäftigung findet, so beklage ich meine Schwestern, denn sie werden wohl auch zuweilen einen Schmerz auszuweinen haben, und wenn die Thräne des Mitleids sich in die unsrige mischt, so

wird der Schmerz milder, und wenn wir ihn um Gotteswillen tragen, so reinigt und stärkt er die Seele auf wunderbare Weise. — Begegnet es Ihnen, mein Unbekannter, setzte sie mit der liebenswürdigsten Zartheit hinzu, daß sie auch einmal einen Schmerz zu tragen haben, so erinnern Sie sich, daß wir eine Mutter haben, die auch geweint. Es steht eine solche Rede einem jungen Mädchen, wie ich bin, vielleicht nicht wohl, allein mein Stand, Sie sehen, ich bin Schulmeisterin, und das Kleid, das ich trage, entschuldigen sie; und haben sie im Gebet einmal Erleichterung gefunden, so erinnern Sie sich dabei einer Schwester, die sich freuet, hier am Fuße des Kreuzes einen Bruder getroffen zu haben, dessen Namen, Stand und Vaterland sie nicht kennt, für den sie aber mit diesen unschuldigen Geschöpfen zu beten nicht vergessen wird, weil er die Welt durchwandernd des Gebetes einer Schwester vielleicht bedarf. Gott sei mit Ihnen!«

Sie wendete sich, vor der ich dankend und bewundernd hätte niedersinken mögen, und wandelte, die Kinder an der Hand, den Abhang hinunter, während ich, verwirrt und erschüttert, endlich in die Kapelle flüchtete und mich in Thränen aufgelös't vor dem Bilde der heiligen Jungfrau niederwarf. Da zog eine schöne Zeit an meinem Geiste vorüber, wo auch ich mit betenden Schaaren zur Mutter von der guten Hülfe, die dort unter dem Laubdache des Waldes von Traubenbach die Andächtigen erquicket gleich der kühlen Quelle, die unter ihrer Kapelle hervorquillt, gewallfahrtet, und ich gedachte einer Mutter, von deren Lippen ich den Glauben empfing und auf deren Schooß ich beten gelernt. — Als du

in der Stunde meines ersten Scheidens aus dem Vaterhause die erste Trophäe, die der Knabe errungen, von mir erbatst und sie mit rührendem Vertrauen am Bilde der schmerzhaften Mutter, der Mutter, die ihren Sohn am Kreuzesstamme verscheiden sah, aufhingst, da hast du die Thränen wohl geahnet, die du schon hast weinen müssen um mich! — Hätt' ich, Mutter, dich verstanden, als du mich dadurch sinnig lehrtest, die eitlen »Empfehlungen an Fürst und Vaterland« nur als Opfer zu betrachten für die Mutter des Gekreuzigten, ich durchzöge die Welt jetzt nicht von Kummer gedrückt! Ach, trüge ein gütiger Engel die Reue- und Dankesthränen, die dein Sohn vor dem Bilde der starken Mutter, von der auch du lieben gelernt, weinet, in dieser Stunde dir zu, vielleicht fändest zu Linderung in dem Schmerz, daß du in diesem Leben mich wohl nicht wieder siehst!

Ich glaubte nicht, aber ich weinte, und mit jeder Thräne schien es heller und leichter im Busen zu werden, und das Auge der Gottesmutter schien mir milder zu blicken. Ich legte eine blühende Rose, die ich vor ein Paar Stunden im herbstlichen Garten gebrochen, zu den Blumen der Kinder, hob einen braunen Feldstein auf zum Andenken an diesen Ort und diese Stunde, und stieg, in ernste Gedanken versenkt, nach Urogne hinunter.

Mittags benutzte ich den ersten schicklichen Anlaß, über meine Nonne Kunde einzuziehen, und wie spottend auch mein Reisegefährte meine Frage aufnahm, so verstummte doch der Scherz, als meine gute Wirthin die Geschichte derselben erzählte.

Schwester Cölestina ist die einzige Tochter eines Kaufmanns von Bayonne, der sehr begütert, um nicht zu sagen, reich war. Sie hatte von einer ächt christlichen Mutter eine sorgfältige Erziehung genossen, die in einer klösterlichen Pensionsanstalt vollendet wurde. Als sie daraus zurückkehrte, war sie zur reizenden Jungfrau erblüht, und als sie zum erstenmal in Gesellschaft erschien, war unter der männlichen Jugend von Bayonne über Adelens Schönheit und Liebenswürdigkeit nur eine Stimme. Es stand hier damals eine Legion in Garnison, in welcher ein junger Vicomte de G*** diente, der Sohn eines Ausgewanderten, der mit den Bourbonen heimgekehrt war. Von edler Abkunft, aber arm, in der Schule des Unglücks erzogen, war Alfred ein liebenswürdiger junger Mann geworden, der sich unter seinen Kameraden durch anmuthige Sitte, vielseitige Bildung und edle Bescheidenheit auszeichnete. Er sah das reizende Mädchen und fühlte sich zu ihr hingezogen. Er suchte und fand Eintritt in ihr Haus, er warb um ihre Neigung und ihre Hand, sie wurde ihm zugesagt und das junge Paar den Verwandten als Verlobte vorgestellt. Man wird hier eine Schilderung des Glückes der beiden Liebenden, die einen Himmel endloser Wonne träumten, nicht erwarten, ich erzähle nur eine Begebenheit, die, wunderbar genug, auch in mein Leben eingreifen mußte. So seltsame Verflechtungen von Umständen treten oft ein, oder um es christlich zu sagen, so wunderbar führt die Hand der Vorsehung oft den Menschen! Der Tag der Vermählung Adelens mit dem jungen Vicomte war bereits anberaumt, als

ein unseliges Ereigniß ein Band zerriß, das eine Kette immer frischer Rosen werden sollte.

Im Comptoir von Adelens Vater arbeitete ein junger Mann, der als Officier in Napoleons Armee gedient hatte und nach Auflösung derselben zum Handelsstande, zu dem er früher gebildet worden, zurückkehrte. Von den Reizen Adelens ergriffen und gefesselt konnte er nicht ertragen, sie sich entrissen und einen Mann durch sie glücklich werden zu sehen, der ihm als Emigrant, Bourbonist und Nebenbuhler gleich verhaßt war. Der Anblick des Glückes der Verlobten erboßte und verdüsterte ihn mehr und mehr, er suchte und fand Händel mit dem Vicomte, deren Folge eine Herausforderung war. So ungern Alfred auch den Degen zog zum Zweikampfe, wo nicht das Recht, sondern die Stärke und Geübtheit entscheidet, und wo der Beleidiger gewöhnlich auch der Sieger ist, so mußte er sich doch, um als Mann von Ehre zu gelten, zum Sklaven des Vorurtheils machen; er ließ seine Braut nichts von der Gefahr, die ihn und sie bedrohte, ahnen und glaubte, die Sache wenigstens noch vor dem Tage ihrer Trauung abmachen zu müssen. Am Vorabend des Tages, der der glücklichste seines Lebens werden sollte, schlug er sich, der Degen seines Nebenbuhlers drang ihm durch die Brust und er überlebte die Verwundung nur wenige Stunden. Die Braut, die bereits mit dem kostbaren Hochzeitschmuck angethan jede Minute den Bräutigam erwartete, der sie zum Altar führen sollte, empfing statt seiner Hand die Todesbotschaft, und ihre Brautrosen waren bestimmt, die Bahre des Bräutigams zu schmücken.

Ich unternehme nicht, Adelens Schmerz zu schildern; sie liebte Alfred mit allem Feuer eines jungen Herzens, aber sie liebte ihn und ihre Lust nicht allein; sie wußte, daß dies Dasein nur eine Spanne des Ewigen ist, daß über den Sternen ein Vater lebt, der das, was er uns hienieden entzieht, nicht nimmt, und daß wir seine Wege preisen müssen, wenn unser blödes Auge das Ziel von vornherein auch nicht erkennt. Nachdem sie dem Hingeschiedenen die Thräne entschuldbaren Schmerzes geweint, bat sie ihre Aeltern, sich für einige Zeit in das Kloster zurückziehen zu dürfen, wo sie erzogen worden, um durch die milde Zusprache der edlen Oberin und im Kreise ihrer Jugendfreundinnen Trost und Ruhe zu finden. Sie kehrte nach einem halben Jahre ins älterliche Haus zurück, gefaßt, ruhig und ernst, und eröffnete ihren Aeltern den Entschluß, daß sie den Schleier nehmen und in den Orden der Töchter vom heiligen Kreuz treten wolle. Sie betrachte sich, sagte sie, als dem Hingeschiedenen angetraut und wolle diese Ehe ihrer Seelen nicht brechen, und da sie nicht Mutter einer irdischen Nachkommenschaft werden könne, so wolle sie die der Unglücklichen und Verwaisten sein.

Dieser Gedanke fand in ihrer Familie den lebhaftesten Widerspruch. Adelens Mutter war eine gute und fromme Frau, allein ihr Enthusiasmus für den Himmel ging nicht so weit, um das Leben einer Armenlehrerin für ihre Tochter wünschenswerth oder annehmbar zu finden; der Vater, ein ehrenwerther Geschäftsmann, der sich um die Religion seiner Frau so wenig bekümmerte als um ihre Haushaltung, und für sich mit der des sogenannten ehrlichen Mannes ausreichen

zu können meinte, und dabei auch ein allgemein respektirter Bürger geworden war, gerieth außer sich und machte seiner Frau bittre Vorwürfe, daß sie die Tochter durch Pfaffen und Betschwestern habe verrücken und ihr Phantastereien in den Kopf setzen lassen, die nicht besser seien als Romanideen. Adele war still und schwieg, sie zeigte sich als gehorsame Tochter und hoffte auf günstigere Zeiten. Wie anders war es auch, bevor noch ein Jahr verging! Unglücksfälle hatten das Vermögen des Herrn B*** tief erschüttert und ihn fast zum Sturze gebracht; seine Gesundheit litt in Folge der Schläge des Schicksals, die gerade sein Theuerstes trafen, und ehe noch acht Monate verflossen, war er eine Leiche. Diese Heimsuchung machte auf Adelens Mutter einen tiefen Eindruck. Sie richtete, von so vielen Leiden niedergebeugt, den Blick nach Oben, sagte der mit frommer Ergebung tragenden Tochter, daß wenn sie ihren Plan auch nicht billigen könne, doch wenigstens nicht länger dagegen sein wolle, und Adele trat wenige Wochen später zu Ustarits ins Noviziat. Nach Verlauf eines Jahres legte sie die Gelübde ab, und Schwester Cölestina, welche früher als das schönste und liebenswürdigste Mädchen von Bayonne bewundert und beneidet worden war, wurde nun die Zierde und der Stolz der edlen Schwesterschaft, welche sich nicht um des Geldes, sondern um Gotteswillen den Unterricht armer Mädchen zur Aufgabe ihres Lebens gestellt hat. Die Rosen ihrer Wangen waren gebleicht, jenes reizende und schalkhafte Lächeln, das auf Bällen bezaubert hatte, war einem milden und edlen Ernste gewichen, über das anmuthige Oval ihres Angesichts war stille Ruhe

ausgegossen, die nur zuweilen von einem Lächeln, das wie das Lächeln eines Engels erschien, bewegt wurde, und wenn sie das große Auge in Andacht zum Himmel aufschlug und ihre ganze Seele sich zu Gott erhob, so glaubte man einen Seraph beten zu sehen. Sie wurde von ihren Schwestern geliebt und von den Kindern angebetet, und seit die fromme Schwesterschaft sie mit einer Gefährtin nach Urogne gesendet, sah man unter den Töchtern der Schiffer und Taglöhner dieser Gemeinde Muster weiblicher Sittsamkeit und heiterer Jugend.

Mein Reisegefährte machte sich, als mir bei der Erzählung von Cölestinens Schicksal ein Paar Thränen in die Augen traten, zwar über die deutsche Sentimentalität etwas lustig, meine liebenswürdige Wirthin fand es dagegen so übel nicht, daß wir Deutsche mehr Gefühl zeigten und weniger leichtfertig wären, als die Franzosen. Welch ein Kapitel mein Gefährte bei diesem Anlaß mit auf die Reise bekam, gehört nicht hierher, auch hörte ich nur noch halb, und der Nachmittag war mir für das Aufsuchen von Reiseabentheuern rein verdorben. Ich bewunderte in dem zarten Mädchen die Kraft, die das Leiden so würdig zu tragen weiß, und den Heroismus jener Liebe, die nicht sich, nicht ihr Glück, nicht den Genuß liebt, sondern Andern sich zum Opfer bringt. Wie klein erschien mir gegen solche Seelengröße so manches Andere und Bewunderte, wie erbärmlich kam ich mir selber und mein sentimentaler Jammer vor! Ich vergaß darüber die Pyrenäen und Spanien, ich hätte die heilige Erscheinung nur noch einmal sehen mögen, ich studirte Phrasen zusammen, die ich an sie richten wollte, und danke Gott, daß ich sie nicht mehr sah

und mir die Gelegenheit erspart blieb, ihr lächerlich zu werden. — Gegen Abend bestieg ich einen Theil des La Rhune, setzte mich hier dem Kreuze und der Kapelle gegenüber nieder und sah die Sonne hinter denselben in den glühenden Ocean sinken. Es war ein bezaubernder Anblick; tief unten die zerstreuten Häuser von Urogne, unter Baumgruppen versteckt; mir gegenüber auf der Spitze der Anhöhe das Kreuz, das durch den Glanz hinter demselben mir nur näher gerückt schien, und der endlose Ocean, von dem glühenden Abendroth vergoldet! Ach, wo ist der Pinsel, der dies entzückende Bild malt, und was ist dieses Bild gegen das Leben einer unsterblichen Seele, aus welchem das Kreuz durch das Feuer der Leiden verklärt uns segensreich entgegenstrahlt!

Als wir am folgenden Morgen gegen 4 Uhr Urogne, das um diese Stunde noch in tiefem Schlage lag, verließen und an dem bescheidenen Häuschen, wo Cölestina und ihre Gefährtin wohnten, vorüberfuhren und das Licht der ewigen Lampe in ihrer Betkapelle still leuchtete, da dachte ich sie mir im Gebete. Meine Seele war bei ihr und bat sie, mein Schutzgeist zu werden, ich gelobte ihr ein heiliges Andenken, und — ich hielt es, und wenn ich von nun an irgendwo am Bilde der heiligen Jungfrau vorüberging, so übersah ich keines mehr; ich dachte zuerst an Cölestina und dann an die Gottesmutter, und Gott wird es mir verzeihen, wenn meine Verehrung beider geraume Zeit in einander floß; sie hatte ja versprochen, auch für mich zu beten!

Zweiter Tag.

Ich muß dies Mal etwas weiter ausholen, als vielleicht nöthig erscheinen möchte, doch werde ich mich so kurz als möglich fassen. Ich verließ gegen Ende Octobers 1821 Madrid, um nach Deutschland zurückzukehren. Ich reis'te mit einem Lohnkutscher aus Bayonne und hatte bei der Abreise im Cabriolet Platz genommen, um ungestört meinen Träumen beim Scheiden von einem Orte, den ich in diesem Leben nochmals zu sehen nicht hoffen konnte, nachzuhängen. Wir fuhren den Abend noch bis Alcovendas, wo wir übernachteten und wo ich bei Tische meine Reisegesellschaft zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Ich saß auch hier noch so in mich gekehrt, daß ich, als zufällig das Wort Aleman ausgesprochen wurde, zum erstenmal aufhorchte und mich umsah. Einer der Reisenden, der meine Bewegung bemerkt hatte, sagte, es sei nicht von mir, sondern von dem damaligen Deputirten und nachmaligen mejicanischen Minister Aleman die Rede. Ein anderer, der sich bald als Franzose zu erkennen gab, rief lebhaft aus: Ei, Sie sind ein Deutscher; aus welchem Lande? Ich nannte ihm Land und Stadt, und er fuhr fort: Ich war auch in Baiern, Sie kennen vielleicht, und hier nannte er mir die Namen von ein Paar Damen, von denen ich wirklich die eine persönlich, die andere dem Rufe nach kannte, und erzählte nun mit französischer Leichtfertigkeit, welches Glück er bei denselben während des Feldzuges von 1809 gemacht haben wollte. Ich fühlte mich von diesem Mangel an Discretion verletzt und geärgert, und erwiederte halb gereizt, ich wüßte recht gut, daß von unseren

Frauen damals leider einige vergessen hätten, was sie sich und dem Vaterlande schuldig gewesen, ich fände es aber nicht gerade sehr zart, daß er mich bei unserm ersten Zusammentreffen daran erinnere. Er suchte der Sache eine lustige Wendung zu geben, die beiden andern Reisenden waren bemüht, den Eindruck, den seine Unbesonnenheit auf mich gemacht, verlöchen zu helfen, und das Gespräch nahm eine allgemeinere Richtung über die Frauen überhaupt und die Stellung der beiden Geschlechter zu einander. Der Morgen des andern Tages verging unter ziemlich gleichgültigen Gesprächen; ich lernte in unserm Franzosen einen Hrn. M****** kennen, welcher als Officier in der alten Armee gedient, später Frankreich verlassen hatte, um unter den Insurgenten Südamerika's Dienste zu nehmen, von wo er auf die Nachricht von den Ereignissen in der Halbinsel nach Spanien gekommen, und da es ihm nicht gelungen war, hier eine Anstellung zu finden, so kehrte er nun nach Frankreich zurück. Der zweite unserer kleinen Gesellschaft war ein Mejicaner, Domcapitular zu Puebla de los Angelos, der als Deputirter in den Cortes gesessen und nun auf dem Wege zur Heimath war. Der dritte, ein angesehener Spanier aus der Provinz Murcia, der als Oberstlieutenant in der Armee des Königs Joseph gedient, mit ihm sein Vaterland verlassen und seitdem als Verbannter in Frankreich gelebt hatte, war unlängst in seine Heimath zurückgekehrt, allein er hatte den Zustand seines Vaterlandes so wenig tröstlich und erfreulich gefunden, daß er lieber auf fremder Erde leben wollte, und darum wieder nach Frankreich ging. Wir machten in Cavanillas Mittag, und durch einen unbesonnenen Scherz des

Franzosen über die Aufmerksamkeit, die ich zwei spanischen Damen, die mit ihrem Wagen dem unsrigen sich angeschlossen hatten, erzeigte, knüpfte sich das Gespräch wieder da an, wo es es gestern gelassen worden war. Vom Scherz ging es in Anzüglichkeiten, von Anzüglichkeiten zu Beleidigungen über und endigte damit, daß wir beide unsere Pistolen herausrissen. Der liebenswürdige Eifer, mit welchem unsere Gefährten sich jetzt ins Mittel legten, um uns, die beiden Unsinnigen, zu Verstand zu bringen, und insbesondere der kluge Ernst des Oberstlieutenants, dessen Besonnenheit das Mittel gefunden, den Franzosen zu einer Erklärung zu bewegen, wodurch ich meine Ehre salvirt erkennen durfte, beschwichtigte den zwecklosen Streit um so leichter, als wir beide persönlich keinen Grund hatten, eine blutige Lösung zu suchen. Ich erwähne dieses Ereignisses theils als eines Beleges, wie »das Böse Böses zeuget immerdar«, so daß, was man leider oft nur als liebenswürdige Galanterie betrachtet, nach Jahren noch Blut und Mord zur Folge haben konnte, theils zur Motivirung der lebhaften und aufrichtigen Freundschaft, welche Herr M* von da an mir bezeigte. Es ist eine bekannte Erfahrung und ganz natürlich, daß zwei Menschen, welche sich einander ohne innere Absicht oder Bosheit wehe gethan, darauf eine desto erfreulichere Zuneigung zu einander fassen, und in der That ermangelte unser Ex-Capitän, nachdem man sich im Augenblicke der Versöhnung gegenseitig die verbindlichsten Versicherungen der Hochachtung gegeben hatte, von Stunde an nicht, mir die liebenswürdigste Aufmerksamkeit zu erweisen, und ehe wir die spanische Grenze erreichten, glichen wir Freunden, die sich von den Tagen ihrer

Kindheit an kennen und lieben. M* war eine jener edleren Naturen, auf welche die Zeit ihren Schutt wirft, ohne sie ganz erdrücken zu können, welche nicht unbeschmutzt durchs Leben gehen, deren edle Züge aber aus dem Unflath heraus noch glänzen, und welche Gott mit Inbrunst lieben würden, wenn Welt, Verbildung und Sinnlichkeit nicht einen wüsten Nebel um ihr geistiges Auge gezogen hätten, eine jener Naturen, welche man in Frankreich vielleicht in größerer Anzahl trifft als irgend in einem anderen Lande. Spanien war damals mit einem Cordon umzogen, der dem Eindringen des gelben Fiebers auf Frankreichs Boden wehren sollte, und wir bezogen in Behobie die Quarantaineanstalt. Hier saß ich nun zum zweitenmal am Fuße der Pyrenäen, jener Stelle so nahe, wo ich Cölestina wußte, deren Andenken mich seitdem wie eine Schutzheilige umschwebt hatte; nur eine Stunde Weges schied mich von ihr. Ach ich hätte den Berg durchschauen mögen, der mir Urogne versteckte; ich wandte meine Blicke tausend Mal nach dem Scheitel aller Höhen, ob nicht ein Mal irgendwo jene Kinderschaar und ihre Führerin sichtbar würden. Das Haus, in dem wir wohnten, liegt auf einer Erhöhung, unten strömt die Bidasoa vorüber, jenseits sieht man grüne Wiesen, in deren Mitte, in kleiner Entfernung, Irun liegt, dahinter die hohen Bergketten von Guipuzcoa, gerade gegenüber der San Marcial, dessen Name durch die Tapferkeit der Spanier 1813 verherrlicht wurde. Während Andere sich am Anblick der überaus reizenden Landschaft erfreuten, zumal wenn die Sonne die Thürme von Fuenterabia vergoldend hinter dem Cap del Higuer niedersank, betrachtete ich

die starren Pallisaden und hinter denselben die Bajonette, die uns eingeschlossen hielten. Endlich, am Morgen des Allerheiligen-Tages, schlug die Stunde unserer Befreiung. Nachdem wir noch einmal vorschriftmäßig durchräuchert waren, brachen wir auf. Ich beabsichtete, einen Tag in Urogne, im Hause meines Reisegefährten vom vorigen Jahre, zuzubringen, und mein neuer Freund versprach, bei mir zu bleiben, weil wir bis Bordeaux zusammen reisen wollten. Wir fanden meinen Gefährten, der eben wieder in Paris war, nicht, wohl aber gastliche Aufnahme.

Man begreift, daß ich schon während des Frühstücks den ersten Anlaß benutzte, mich nach meiner Schwester Cölestina zu erkundigen. Hätte ich nicht befürchtet, sagte meine Wirthin, Sie durch die Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe, sehr zu betrüben, so würde ich selbst darauf gekommen sein: ich las die Frage längst auf Ihren Lippen. Sie sind noch gerade zu rechter Zeit gekommen, um sie zur letzten Ruhestätte begleiten zu können; die Arme, sie hat ausgerungen! — Es traf mich wie ein Donnerschlag. Cölestina nicht mehr unter den Lebenden! Ich konnte damals nicht fassen, daß sie vielleicht mehr mir lebte, denn im Leben. Ich bestürmte unsere Wirthin mit tausend Fragen, auf die die Antwort war, daß Cölestina schon seit dem Tode ihres Bräutigams eigentlich geknickt war und daß ihr Leiden diesen Herbst in eine zehrende Krankheit umgeschlagen, an der sie Tags zuvor in Ustarits, wo sie zur Pflege sich im Ordenshause befunden, verschieden sei. Ich beschloß, hin zu fahren, um sie wo möglich noch einmal, wenn auch als Leiche, zu sehen, und das Grab, in dem

sie ruhen sollte. Unsere Wirthin, eine genaue Bekannte der Oberin, versprach mitzugehen, weil es zweifelhaft war, ob ich sonst zugelassen werden würde. Mein Reisegefährte wollte von der Parthie sein. So wenig er auch meine Gefühle theilte, so hatte er doch zu viel Freundschaft für mich, als sich in seiner gewohnten Weise über deutsche Sentimentalität lustig zu machen.

Wir kamen in Ustarits an. Unsere Wirthin stellte uns der Oberin vor, berührte das Gespräch, das ich voriges Jahr mit Cölestina geführt, redete von den Eindrücken, die es bei mir hinterlassen und wie ich wünschte, wenigstens an der Leiche eines Wesens, das ich so aufrichtig verehrt und dem ich so viel schuldig sei, zu beten. Die Oberin bezeigte ihre Freude, mich und meinen Gefährten kennen zu lernen, sie empfing uns mit aller Würde einer bejahrten Französin, sprach von Cölestina mit einfacher Rührung, von ihren letzten Augenblicken, die schön waren wie ihr Leben, und wie sie noch für den Mörder ihres Bräutigams gebetet, auf daß die Gnade sein Herz berühren und er Gelegenheit finden möchte, noch hienieden durch Buße ein Verbrechen zu sühnen, für das die Strafe des ewigen Richters seiner warte, führte uns endlich in das Zimmer, wo von Rosen bekränzt, zwischen Blumen und brennenden Kerzen die Entschlafene lag, und eine Schwester nebst einigen Mädchen beteten. Wir waren durch die Schilderung, welche die würdige Frau von den Tugenden der Hingeschiedenen, ihrem aufopfernden Leben und ihrer Todesfreudigkeit gemacht, tief ergriffen, selbst mein Reisegefährte war ungewöhnlich ernst geworden. Ich erkannte die lieblichen Züge wieder, aber ge-

schlossen war das seelenvolle Auge und der Mund, aus dem so süße, so überirdische Worte geströmt. Ich hatte sie kaum zwei Minuten lang still betrachtet, als ich plötzlich meinen Gefährten mit einem heftigen Schrei: Gott, Adele! Adele! auf die Leiche zustürzen sah. Die Oberin erschrack und sagte: Welchen Antheil Sie auch an der Verstorbenen nehmen, mein Herr, so muß ich dennoch bitten, Ihren Schmerz hier zu mäßigen. — Madame, rief Herr M*, entschuldigen Sie einen Unglücklichen, der in diesem Augenblick vergessen konnte, wo er sich befindet. Ich, ich bin der Mörder dieses Engels. — Bei diesen Worten bemächtigte sich unserer Aller ein Gefühl des Entsetzens; die armen Kinder schrieen laut auf, und ich faßte M* am Arme und bat ihn, mir zu folgen. Er that es willig, und wir kehrten in das Zimmer der Oberin zurück. Hier bat er sie um Verzeihung, daß er seiner Ueberraschung und Bewegung nicht habe Meister werden können, und erklärte uns, daß er der Unselige sei, der Adelens Bräutigam im Zweikampfe getödtet. Er habe in seinem Leben öfter sich schlagen müssen, nie deßwegen sich ein Gewissen gemacht; allein dieses unheilvolle Duell, das er so absichtlich herbeigeführt und dessen tödtlichen Ausgang er so sehr gewünscht, sei ein Ereigniß geworden, das tief in sein Leben eingegriffen habe; oft habe er es schon bedauert, und bei dem Anblick von Adelens Leiche sei die Erinnerung wie an ein Verbrechen ihm auf's Herz gefallen. — In diesem Augenblick trat auch der Beichtvater des Instituts, den man von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt hatte, ins Zimmer; ein ernster, würdevoller Greis. Nachdem er sich über den Vorgang orientirt hatte und M*'s Niedergeschlagenheit gewahr wurde, wandte er sich mit

milden Worten an diesen und sprach: Mein Herr, Sie haben fremde Länder und einen fremden Welttheil durchwandert, Sie kehren ins Vaterland zurück, und an der Schwelle desselben stoßen Sie auf die Leiche eines unschuldigen Mädchens, für dessen Mörder Sie sich erkennen: wissen Sie, welche Hand in Schlachten und Gefahren über Ihr Leben wachte und Ihnen hier die Entseelte vor die Füße legt, deren Anblick so tief Sie erschüttert? Erkennen Sie darin eine höhere Fügung, erkennen Sie darin Den, welcher die Bitte einer Sterbenden erhört, die Sie um ihr Lebensglück gebracht, Den, welcher auch des Sünders sich erbarmt und keinen will verloren gehen lassen! Mein Herr, ich bin ein alter Mann; ich habe die Welt gesehen, wie Sie, ich habe nach dem Glück gejagt, wo es nicht ist, ich habe geirrt und gesündigt, und habe zu den Füßen des Kreuzes Ruhe gefunden; und was bedürfen Sie noch als Adelens Beispiel, um zu lernen, wie groß, wie stark und auch wie glücklich ein zu Gott gekehrtes Herz ist gegen das von Sünden beschmutzte, am Nichtigen hangende, vom Ewigen leere? Lassen Sie die Mahnung, die an dieser Stätte Ihnen geworden ist, lassen Sie die Stimme, die aus einer andern Welt herüber zu Ihnen sprach, lassen Sie Adelens Bitte, die im letzten Augenblicke noch Ihrer, des Mörders ihres irdischen Glückes, verzeihend gedachte, in dieser heiligen Stunde nicht ungehört an Ihnen vorüber gehen! — Wir alle sahen die große und schwere Bewegung, in die M* bei diesen Worten mit sich gerieth; unsere flehenden Blicke vereinigten sich mit den so einfachen und rührenden Worten des Priesters; endlich brach aus M*'s Augen ein Strom von Thränen; er weinte,

wie ich nie einen Mann weinen sah; er stürzte vor dem Greisen nieder und rief: Hochwürdiger Herr! ich will beichten! — Der Herr sei gelobt! sprach der Priester mit himmelwärts gewandten Blicken: das ist der Segen von dem Gebete Ihrer Fürsprecherin dort oben, von dem Gebete Cölestinens! Folgen Sie mir, setzte er dann hinzu, und beide gingen. Nach etwa zwei Stunden, die wir erst einsylbig neben einander saßen, dann im anziehendsten Gespräche mit der Oberin und ein Paar Schwestern, welche die freundliche Frau hatte rufen lassen, zugebracht, ließ uns der Geistliche sagen, Herr M* wolle ein Paar Tage in Ustarits verweilen, und sei jetzt zu sehr angegriffen, um mir persönlich Lebewohl sagen zu können. Er danke mir und dem Himmel, daß ich das Werkzeug der Fürsehung geworden, und ihn an diesen Ort des Heils gebracht hätte; ich sollte reisen mit Gott; ich würde von ihm hören, sobald er sich genugsam gesammelt haben würde, um mir schreiben zu können. Wir traten jetzt nochmals ins Zimmer, wo Cölestinens Leiche lag, beteten still an derselben; mit welchen Empfindungen, brauche ich wohl nicht zu sagen; nahmen dann von der ehrwürdigen Oberin und ihren guten Schwestern Abschied und kehrten noch nach Urogne zurück. Um die Heiterkeit war es aber geschehen. Ich besuchte den nächsten Morgen nur noch die Kapelle und das Kreuz, die mir ewig unvergeßliche Stelle, wo ich Cölestina, jetzt eingegangen in die Wohnungen des ewigen Friedens, gesehen hatte, und setzte darauf meine Reise nach Bayonne allein fort.

⁂

Ich war seit fast zwei Jahren wieder in Deutschland; Urogne und Ustarits waren fast vergessen, nur Cölestina nicht, denn ihr Anblick, ihre Worte und ihre Frömmigkeit hatten eine gänzliche Umwandlung in mir, in meinem Denken und Streben hervorgebracht. Auch meines Reisegefährten gedachte ich öfter, und es that mir weh, daß er sein Wort, mir Nachricht von sich zu geben, nicht gelöst. Da bekam ich eines Tags einen Brief mit dem Postzeichen Laval. Verwundert, wer von dort aus an mich schreiben könnte, erbrach ich das Siegel, und erblickte den Namen des Herrn M*. Ich gebe hier zum Schluß eine möglichst treue Uebersetzung dieses seines Briefes.

»Als wir an jenem mir unvergeßlichen Tage schieden, versprach ich Ihnen, mein Freund, Nachricht von mir zu geben. Entschuldigen Sie, daß es später geschieht, als Sie und ich wohl glaubten. Schließen Sie aus meinem Säumen nicht auf eine Minderung der Gefühle von Freundschaft, die ich für Sie hege; wie könnte ich Sie vergessen, der Sie ja ein Werkzeug Gottes waren zu meiner Rettung und meinem Heile! Ich zögerte, Ihnen zu schreiben, so lange ich noch auf dem großen Ocean herumschwankte; jetzt, im Begriffe, in den Hafen einzulaufen, benütze ich die letzten Stunden, über die zu verfügen mir erlaubt ist, um Ihnen zu sagen, wie die Barmherzigkeit Gottes mich geführt hat.

»Ich befand mich in Ustarits unfähig, Ihnen Lebewohl zu sagen; ich war zerknirscht, gebrochen, aufgelöst. Der ehrwürdige D* ist ein großer, ein heiliger Mann; ich hatte bis dahin nicht gewußt, was ein Priester ist oder sein kann. O mein geliebter Freund, mit welchen Zerrbildern von Menschen brin-

gen wir gewöhnlich unser Leben hin! Ich begreife heute nicht mehr, wie ich in der gräßlichen Atmosphäre, in der ich dreißig Jahre lang athmete und lebte, athmen und leben konnte. Allein ist dieses blos sinnliche Leben denn auch ein menschliches zu nennen? Ja ich begreife heute nicht mehr, wie der Mensch Genuß finden könne an Vergnügungen, die all mein Sinnen und Streben ausmachten, wie er Unsinn für Sinn, Phantome für Wirklichkeiten, Lüge für Wahrheit halten könne, wie ich es selber that, und wie er solcher Verirrungen und Verbrechen fähig sei, deren ich mich selber schuldig machte, ja daß er darüber nicht einmal Gewissensbisse empfinde! Aber was ist Gewissen? Erstickt die Erziehung des Lebens denn nicht zu bald und zu leicht jene leisen Mahnungen, welche aus der Erziehung der Schule vielleicht noch in uns zurück blieben? Lehrt das Leben und der Umgang mit Menschen uns denn nicht alles, was der Katechismus als Laster bezeichnet, liebenswürdig, ehrenvoll und für uns rühmlich finden? In welch einen Widerspruch sind heute das Leben der Christen und die Lehren des Christenthums mit einander gerathen, und wem von uns fällt es ein, diesen Widerspruch auch nur zu bemerken oder gar darüber nachzudenken! Für eine Ewigkeit geboren beschäftigt uns nur die Zeit, der flüchtige Moment dieses Daseins; Fremdlinge hienieden wissen wir nicht einmal mehr, daß wir eine Heimath haben; gefesselt empfinden wir die Ketten nicht, die uns binden, nur die Schwielen gewahren wir noch, die sie uns drücken, und von Irrthum geblendet, der eine Strafe unserer Sünden ist, suchen wir Linderung dieses Schmerzes, aber nicht Befreiuung von den Fesseln, deren Druck uns den Schmerz

verursacht. Gleich einem ungeschickten Arzte verschlimmern wir durch die Mittel, mit denen wir uns heilen wollen, die Krankheit. Des Friedens entbehrend jagen wir nach Befriedigung, und stacheln damit nur die Leidenschaften auf, die nie zu sättigenden, die Danaidenfässer, die keine Ewigkeit voll macht. O mein Freund, wie unglücklich sind wir, und wie unglücklich durch uns selbst!«

»Ich liebte, d. h. ich sagte und glaubte zu lieben; aber ich liebte nicht sie, die ich zu lieben wähnte, ich liebte nur mich. Nein ich liebte auch mich nicht, ich liebte nur die Lust, die vergeht, das Fleisch, das verfault; ich *liebte* mich nicht, sondern *haßte* mich, denn ich liebte meine Seele, mein unsterbliches Theil, mein ewiges Leben nicht, und wie hätte ich dieses lieben können, da ich es nicht kannte, weil ich die Ewigkeit, weil ich die Sonne meines Lebens und Seins, weil ich *Gott* nicht kannte! O mein Freund, wie anders ist alles, seit diese Sonne leuchtend und strahlend mir aufging, seit ich in diesem Lichte den Weg und den Ausgang erblicke, und zugleich auch — meine *Verbrechen*. Möge Er, in dem ich bin und lebe, mein Dasein nur so lange fristen, bis ich die Makeln meiner Seele mit Reuethränen reingewaschen habe, und möge sein Erbarmen stärker sein als das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit, das mich zittern macht.«

»Doch, Sie verlangen vielleicht von meinem Schicksal zu hören, von meinem Thun und Treiben, von meinem Befinden: aber mir kommt vor, als könnte ich Ihnen darüber nicht mehr und Bestimmteres melden, als diese Accente meines Schmerzes und meiner Hoffnung andeuten; wenigstens werden Sie

den Weg, den ich seither in mir ging, daraus ermessen. Ich verweilte über 4 Wochen in Ustarits im täglichen Umgange meines ehrwürdigen O*, dieses wahrhaft Geweihten, und in Betrachtung der Dinge, welche die himmlische Liebe durch schwache Frauen vollbringt. Ich schied nicht blos mit dem Bewußtsein meiner Krankheit, sondern auch mit der tiefsten Ueberzeugung von der Heilkraft des Christenthums, und am Grabe der Heiligen, die ja auch Sie sahen und verehren, und die im Himmel um Gnade für den, der ihr das Herz gebrochen, fleht und auf Erden ihm ein Vorbild der Tugend und Frömmigkeit hinterlassen hat, gelobte ich Gott, seine heilende Hand nicht von mir zu stoßen. Ich ging von da in meine Heimat, lebte dort ein halbes Jahr in tiefster Zurückgezogenheit, mit Studien beschäftigt und mit Nachdenken über meine Lage. Am Todestage des unglücklichen Alfred faßte ich den Entschluß, in den Orden von La Trappe zu treten, weil es mir schien, daß die Cur sich nach der Krankheit richten müsse. Nachdem ich den Gedanken wohl erwogen, darüber auch mit meinem ehrwürdigen O* mich berathen und meine zeitlichen Angelegenheiten geordnet hatte, begab ich mich hieher, um im Noviziat meinen Beruf zu prüfen und zu erproben. Die Entbehrungen und Kasteiungen, welche die Regel uns auferlegt, wurden mir leichter, als ich geglaubt hatte; zudem hatte ich, was Nachtwachen und Anstrengungen betrifft, auf langen Reisen und in Feldlagern eine gute Vorschule gemacht. Auch meinen eigenen Willen aufzugeben fand ich leichter, als die Welt uns einzureden bemüht ist. Hatte ich als Soldat doch meine Freiheit und meinen Willen schon einem ganz andern, und zwar einem

selbstsüchtigen und despotischen, unterordnen müssen, der mich nur für seine Zwecke gebrauchte und mir nichts gab als ein leeres Phantom von Ehre und die Freiheit, der Despot Anderer zu sein; während hier das Opfer meines Willens blos zu meiner Heiligung gebraucht wird und ich einem Kranken gleiche, der seinem liebreichen und bekümmerten Arzte erlaubt, ihm ein brandiges Glied abzuschneiden, damit er gesunden könne. Und ich wurde jeden Tag mehr gewahr, daß je weniger ich dem Fleische lebte und je mehr dieses abgetödtet wurde, desto leichter und freier die Seele ward; und wie die Eisrinde, welche die winterliche Sünde um die Seele legt, durch den lebenswarmen Odem der göttlichen Gnade sich löste, glaubte ich einer Frühlingsblume gleich mich im milden Strahle der göttlichen Liebe zu sonnen und zu wärmen. Es kehrte ein Friede in meiner Seele ein, heiter wie der Frühling und wie der Vorschmack des Himmels, von nichts mehr getrübt als der Sehnsucht nach der Vereinigung mit Dem, Der sich des Sünders erbarmte, und ihn zu Seinen ewigen Freuden ladet und winkt. Daß ich von der Welt nichts mehr verlange, begreifen Sie wohl; in wenig Tagen soll ich das letzte, was ich von und in ihr noch besitze, meinen Namen, verlieren; ich lege meine Gelübde ab, und todt der Welt werde in Demuth und Ergebung die Fesseln des irdischen Daseins noch tragen, bis Er, zu Dem ich verlange, kommt und durch Seine Hand sie bricht. Dort im Hause des Vaters hoffe ich auch Sie wieder zu sehen. Möchten diese Zeilen beitragen, die Sehnsucht in Ihnen zu wecken, möchte ich ein Werkzeug des Heils Ihnen werden, wie Sie mir es wurden! Ihre Bildung, Ihre Studien, Ihre Be-

schäftigungen öffnen Ihnen Quellen, welche mir, dem Soldaten, lange verschlossen waren: trinken Sie daraus, trinken Sie aus den Werken eines Augustinus und Bernardus, und vergessen Sie dabei nicht, wo der Bronnen dieser ewigfrischen Wasser strömt.«

»Heute über vierzehn Tage ist Morgens sieben Uhr die Stunde, wo ich meine feierlichen Gelübde ablegen werde; ich bitte Sie, an diesem Tage meiner eingedenk zu sein und sich zu erinnern, daß zu Laval ein reuiger Sünder zu den Füßen des Altars des Allerbarmers liegt, bereuend, wie schwer er auch Sie beleidigt hat; er wird beten für Sie wie für einen geliebten Freund; lassen Sie Ihre Seele bei ihm sein und mit ihm beten! Gott sei mit Ihnen, leben Sie wohl, bis wir uns jenseits wiedersehen!«

Gedichte

von

Verschiedenen.

Die Kirche.

Heil'ger Hain, den keine Stürme beugen,
Keine wilde Windesbraut besiegt,
Der Jahrtausende auf seinen Zweigen
In der Zeiten Stürmen schon gewiegt!

Manche welken Blätter fielen nieder,
Mancher Stamm sank hin entlaubt, verdorrt;
Aber neue Blätter sprossen wieder,
Und der Wald grünt immer fröhlich fort.

Und ein Quell entspringt im kühlen Schatten,
Siebenfach getheilt netzt er den Hain,
Und Erquickung lächelt hier dem Matten,
Kühlung ladet hier den Pilger ein.

Nehmt mich auf! umfanget mich den Müden,
Heil'ge Schatten! Bäume, die hier stehn;
Nur in eurem Dunkel wird mich Frieden,
Wird des Himmels Ruhe mich umwehn.

Eduard Michelis.

Das Leben in der Kirche.

O Mensch, sey noch so reich an allen Kräften;
Falls du nicht zechest von der Kirche Säften,
Muß all dein unermüdlich Thun zersplittern
Und herb sich jedes Wirkens Lohn verbittern.
Ich lasse dich ein sprechend Bild gewahren,
Wie mannigfaltig deines Wegs Gefahren.

Dir giebt Befried'gung deines Geistes Brüten,
Du freust dich oft wohl auch unedler Blüthen,
Und magst sogar mit schönstem Geistesglänzen
Auf freier Flur verweilen, ohne Grenzen;
Doch sind es nur Begeist'rung und Entzücken,
Die deiner Seele Blüthenzweige schmücken.

Selbst wenn die innren Kräfte frisch ergrünen,
Sogar die Musen nahen, dir zu dienen,
Wenn dich begünstiget ein rasch Gelingen,
Und sich dein Geist ergötzet im Vollbringen;
So wird es herrlich, aber *einsam* stehen
Auf blachem Feld, wo Sand und Stürme wehen. —

Wer weiß, wie lang sich mag der Wuchs erhalten,
Der, sollt' er auch zur Dauer sich gestalten,
Nur gleichet jenen grünen Schattenplätzen
Der Wüsten, wo den Pilger Quellen letzen.
Sie dienen manchem Wanderer zum Ziele;
Ihn freut der säuselnden Gewipfel Kühle,

Des edlen Pflanzers er mit Dank gedenket,
Und wieder seine Schritte weiter lenket. —

Doch wer der Kirche sich zu eigen weihet,
Durch wie viel edlern Lohn wird der erfreuet! —
Ein Werk endloser Schönheit wird ihn rufen,
Er schmücket eines Heiligthumes Stufen,
Wo himmlisch säuselnd Baumeswipfel schweben,
Und schlanke Säulen in die Lüfte streben.

Obgleich des Meisters Riß er nie umfasset,
Doch all sein Wirken in denselben passet,
Und wie er höher zu der Kuppel dringet,
Ja, wenn er sich in ihre Wölbung schwinget,
Im Raume dort, der ihm der höchste scheinet,
Er doch sich auf der tiefsten Stufe meinet;

Voll Staunen, doch voll Demuth wird er sagen:
»Das Werk, das hoch ich sah mich überragen,
Wer hat es nur so mächtig aufgerichtet?
Ich selbst, der fleißig hat daran geschichtet,
Darf nicht als Miterbauer mich verkennen,
Doch menschlich nicht den hohen Meister nennen!«

W. v. Schütz.

An Rom.

O Roma nobilis.

Roma, du prangende
Herrin und Zier der Welt!
Welche der Städte ward
Hohe, dir gleichgestellt?

Rosen der Märtyrer
Schmücken dich blutgeweiht;
Jungfraun mit Liliensschnee
Weben dein Strahlenkleid.

Mutter und Königin,
Heil dir und Segenspreis,
In der Jahrhunderte
Rollendem Zeitenkreis!

Petrus, Apostelfürst,
Pförtner vom Himmelsthor,
Sende der Gläubigen
Flehen zum Herrn empor!

Eh' die zwölf Stämme du
Richtest vom hohen Thron,
Schenke der Reue noch
Sühnender Milde Lohn.

Uns, die wir in der Zeit
Weinend noch vor dir stehn,
Schütze am Schreckenstag
Deiner Erbarmung Flehn.

Paulus, vor dem der Welt
Weisheit in Nacht verblich,
Höre das Bußgebet;
Reuevoll ruft es dich.

Sieh, der Herr setzte dich
Ueber sein Königshaus;
Spende des Hochzeitmahls
Gaben uns liebend aus!

Weisheit erfüllte dich;
Laß auch in unsere Nacht
Dringen ihr Sonnenlicht
Durch deiner Lehre Macht.

Baron Franz v. Maltitz.

Ignaz von Lojola.

Auf Pamplona's Felsenfeste
Saß, umringt von Feindesschaar,
Lojola, der stets der beste
Unter Spaniens Rittern war.
Ob der Feinde Schwerter blinken,
Und ob fließt viel tapf'res Blut,
Ob die alten Mauern sinken,
Nimmer sinkt des Helden Muth.

»Wenn die Mauern sich schon neigen,
Wenn der Thurm zusammensinkt,
Laßt zum Thal uns niedersteigen,
Wo des Sieges Krone winkt!«
Seht! auf hohen Mauertrümmern
Wie er hoch die Fahne hält,
Wie die eh'rnen Waffen schimmern,
Wie — der tapfre Ritter fällt!

Liegst du todt an deinen Wunden,
Tapf'rer Ritter Lojola!
Wirst du nimmermehr gesunden,
Du, der Spaniens Zierde war?
Sieh! auf anderm Kampfgefilde
Prangt des Edlen Siegspanier,

Auf des Niebesiegten Schilde
Strahlt nun hehr des Kreuzes Zier.

Hoch auf eines Felsens Spitze
Ist des Tapf'ren Burg erbaut,
Wo er, wie vom hohen Sitze
Kühn der Aar, herunterschaut.
Weisheit ist sein Pfeil, sein Bogen,
Glaube ist sein starker Schild;
Und so ist er ausgezogen
In das weite Kampfgefild.

Wo sie wehen seine Fahnen,
Flieht entsetzt der Feind zurück,
Wie er lenket seine Bahnen
Folgt ihm Ruhm und Sieg und Glück.
Keine Schranke, keine Wehre
Hält den starken Sieger auf;
Ueber Felsen, über Meere
Nimmt er seinen kühnen Lauf.

Götzentempel stürzt er nieder,
Streut des bessern Glaubens Saat;
Aber weise baut er wieder,
Was der Uebermuth zertrat.
Seine tapfern Legionen
Führt er in den heil'gen Krieg,
Giebt dem Kreuze neue Kronen,
Neuen Glanz durch jeden Sieg.

Tapf'rer! deine Siegesfahnen,
Laß sie wieder herrlich wehn;
Laß sie alle Völker mahnen,
Kühn des Glaubens Bahn zu gehn!
Und dein Geist versammle Alle
Um den heiligen Altar,
Um des Kreuzes Fahne walle
Siegestrunken Schaar an Schaar!

Eduard Michelis.

Franz von Xavier.

Wehet, Winde! schwellet, Segel!
Führet mich die Wogenbahn
Zu dem unbekannten Lande,
Zu dem fernen, fernen Strande
Leitet glücklich meine Bahn!

Reißet nur, ihr zarten Bande,
Die mich knüpften an dies Land;
Denn so weit die Sterne scheinen,
Und bedrängt die Menschen weinen,
Da ist nun mein Vaterland.

Ferne Inseln seh' ich prangen,
Fluren, paradiesisch schön,
Klare Ströme seh' ich rinnen,
Seh' der Hochgebirge Zinnen,
Majestätisch anzusehn.

Da erfaßte mich ein Sehnen,
Trieb mich hin zum fernen Strand;
Dort des Glaubens Saat zu streuen,
Neue Tempel Gott zu weihen,
In dem fernen schönen Land.

Und wenn vor dem Gnadenstamme
Betend alle Menschen knie'n,
Wenn der Liebe heil'ge Flamme
Allen strahlt vom Gotteslamme,
Dann wird Himmelswonne blüh'n.

Mögen nun die Wogen schlagen
An des Schiffes wankend Kiel;
In der wilden Stürme Toben
Will ich meinen Heiland loben,
Der mich sicher führt zum Ziel.

Darum lebet wohl, ihr Brüder!
Spaniens Fluren, lebet wohl!
Andre Schwestern, andre Brüder
Find' im fernen Land ich wieder:
Darum, Spanien! lebe wohl!

Eduard Michelis.

Paraguay.

Was die Dichter oft gesungen
Von dem schönen Fabelland,
Wo vom Liebesband umschlungen,

Wie von Einem Geist durchdrungen,
Alle Menschen nah' verwandt
Durch der Tugend heilig Band:
Das wird hier den trunknen Blicken
Wie im Zauber hingestellt,
Und ich weile mit Entzücken
In der neuen Zauberwelt.

Von dem Erdkreis abgeschieden,
Wie der Sel'gen Insel schön,
Ruht das Land im tiefen Frieden,
Und ein Eden blüht hienieden;
Und Natur und Menschen gehn
Wie verbrüdert; Alle sehn
Auf zu Einem großen Wesen,
Das des Himmels Segen giebt,
Das die Guten, das die Bösen
So wie Seine Kinder liebt.

Und ich frage: die den Segen
Gossen über dieses Land,
Streuet man auf allen Wegen
Blumen ihnen nicht entgegen,
Sind sie nicht mit Preiß genannt?
Und ich höre: Nein; verkannt,
Von der Afterwelt verstoßen,
Selbst von ihrem Vaterland,
Irren einsam diese großen
Männer, nur mit Spott genannt!

Eduard Michelis.

Stockkämpen.

Wanderer.

Tannendunkel, Waldesnacht,
Wölbende Buchen in Frühlingspracht,
Ein Kirchlein von wallenden Schatten umweht,
Und neben dem Kirchlein im deutschen Hain
Steht feierlich ernst ein Grabesstein.
Mann Gottes! wer schlummert auf dieser Flur
So friedlich im Arm der freien Natur?

Pater.

Stark, wie die Eiche im Wettersturm,
Wie auf Felsen gegründet ein mächtiger Thurm,
Von unverzagtem deutschen Muth
War der Mann, der hier im Grabe ruht.
Doch mild, wie die Quelle, die rieselnd geht,
Wie der Schatten, der milde die Haine durchweht,
Wie der Schimmer vom Sternenhimmel herab,
So war der Mann in diesem Grab.

Wanderer.

So war er ein Held wohl im Schlachtendrang,
Ein König, gefeiert durch Bardengesang?
Denn es ist hier im Haine wie Harfengetön,
Wenn die Zweige der Buchen die Winde durchwehn,
Und königlich scheint mir die Stätte zu sein
Hier mitten im kräftigen deutschen Hain.
Hier tönt kein Geräusch, keiner Stürme Wuth,
Wo der Mann im friedlichen Grabe ruht.

Pater.

Ein Kämpfer im heißesten Schlachtengewühl;
Die Wahrheit, das war des Kämpfenden Ziel;
Er kämpfte voll Muth den rechten Streit,
Deß Preis man empfängt in der Ewigkeit;
Von winzigen Feinden oftmals verhöhnt,
Mit Siegeslorbeern immer gekrönt;
Ein Stolz dem deutschen Vaterland,
Und »Stolberg« so ist sein Name genannt.

Eduard Michelis.

Trost.

Muthig tritt das Herz ins Leben,
Möchte froh die Schwingen breiten,
Heiter seine Bahn durchkreisen,
Aber unser Loos ist Leiden.
Muthig blickt das junge Auge
In des Lenzes bunte Freuden,
Möchte sonder Ende lächeln,
Aber unser Loos ist Leiden.
Und die Brust, sie möchte öffnen
Allen Wesen ihre Weiten,
Freudig alle Welt zu fassen,
Aber unser Loos ist Leiden.
Leiden wär' allein beschieden
Uns auf diesem Erdenrunde,
Und nur Seufzer und nur Thränen
Für des Daseins kurze Stunde?

Wohl, wir leben nur im Leide,
Doch im tiefsten Herzenleide,
Willst du es dem Himmel opfern,
Quillt der Born der ew'gen Freude.
Kampf heißt dieses Lebens Losung;
Doch die Thränen werden Sterne,
Klage wird zu Wonne-Tönen
Einstens über blauer Ferne.
Muthig kämpfen, stille leiden,
So sich selbsten überwinden,
Löst allmählig von der Seele
Nachtgewirkte Nebelbinden,
Bis am Ziele dieser Wallfahrt
Jede Binde wird verschweben,
Und uns jenseits wird begrüßen
Freude, Licht und ewig Leben.
Drum mit treuem Muth gerungen,
Durch das Leid dem Sieg entgegen!
Der für uns am Kreuz verblutet,
Führt uns ja auf allen Wegen.
Also quillt der Born des Lebens
In des Herzens tiefstem Leide,
Aus der Nacht wird gold'nes Tagen,
Aus den Leiden ew'ge Freude.

G. Henner.

Der Seele Flug.

Seele.

Ha Triumph! die Nebel fallen,
Und die Himmel werden klar;
Gold'ne Lichtesströme wallen
Durch den Aether wunderbar.
Doch wer bist du, der geflogen
Kommt auf goldnem Regenbogen?

Raphael.

Schau! der Punkt dort ist die Erde,
Der sich fern im Nebel dreht,
Wo in Drangsal und Beschwerde
Tief der Mensch im Staube geht!
Komm' zu jenen Regionen,
Wo die sel'gen Geister wohnen!

Seele.

Welche Klänge, welche Töne,
Welche Zauberharmonie!
Tönet nicht in ew'ger Schöne
Eine ew'ge Melodie!
Rauschet stärker, Geistesschwingen,
Hin zu jenem Licht zu dringen!

Raphael.

Was du hörst, sind Harmonieen
Einer ewigen Natur,
Und die Welten, die hier glühen,
Sind der Gottheit Schemel nur.
Komm' zu jenen Regionen,
Wo die sel'gen Geister wohnen!

Seele.

Ha! ich seh' die ew'ge Sonne,
Seh' sie herrlich flammend glüh'n.
Mich ergreift Entzücken, Wonne,
Hin muß ich im Staube knie'n.
Rauschet stärker, Geistesschwingen,
Hin zu jenem Licht zu dringen!

Raphael.

Was du schauest, sind die Schaaren,
Die vor Gottes Throne knie'n,
Die im Kampfe treu Ihm waren,
Und verklärt im Lichte glüh'n.
Komm' zu jenen Regionen,
Wo die sel'gen Geister wohnen!

Seele.

Bin ich? Nein! — ich muß vergehen
Wie ein kleiner Sonnenstaub;
Leises Rauschen hör' ich wehen,

Gleich dem Wind durch Palmenlaub.
Halt' mich, Seraph! ich bin Nichts
In dem Strahl des ew'gen Lichts.

Raphael.

Schweige! schweige, Seele schweige
Hier, wo Gottes Odem weht,
Sinke tief zum Staub und neige
Dich vor Seiner Majestät!
Hier sind jene Regionen,
Wo die sel'gen Geister wohnen.

Eduard Michelis.

Der Advent.

O holdes Kind im Glorienschein,
Laß' mich an deinem Krippelein
In heißer Andacht knieen;
Laß' mir des Himmels reinste Lust,
Aus deiner holden Kindesbrust,
Gleich weissen Lilien blühen.

Jetzt nah't die wunderbare Zeit,
Wo höchste Wonne sich erneu't,
Wo schweigen alle Klagen;
Es winkt der Stern am Himmel schon,
Der dich von deines Vaters Thron
Zu uns herab getragen.

Den lichten Wolken schon entklingt
Das Loblied, das zum Herzen dringt,
Hosianna in der Höhe!
Schon kündet sich die Majestät,
Die aus dem Erdenstaub ersteht,
Daß nicht der Mensch vergehe.

Ich folge auch dem lichten Stern,
Die Heimath ist mir nicht mehr fern,
Wo tröstend er verweilet;
O öffne dich, du Himmelsthür'!
Es winkt die lichte Krippe,
Die uns're Schmerzen heilet.

Agnes.

Das Christgeschenk.

Hörst du nicht die Glocken schallen
Durch die dunkle Winternacht?
In des Tempels lichte Hallen
Rufen sie zur Festes Pracht.

Hörst du nicht die Engel singen
Wiegenlied für Jesu Christ?
Laß auch deine Lieder klingen,
Weil auch du sein Erbe bist.

Ach! der Weihnacht Lichter scheinen
Düster in so manches Herz!

Mütter bittre Thränen weinen,
Väter tragen tiefen Schmerz.

Wende deinen Blick nach oben,
Hat dir eine theure Hand
Gaben in das Fest gewoben,
Deren Sinn dein Herz verstand.

Sprossen dir auch Thränenweiden
Auf der ird'schen Pilgerfahrt,
So erblick' im Kelch der Leiden,
Christgeschenk der höhern Art!

Ernestine.

Sylvester-Abend.

Da sitz' ich ernst und sinnend, seh' es scheiden
Das alte Jahr, und ruf's nochmal zurück.
Und vor mich treten sie umflort die Leiden,
Und auch die Stunden, die besonnt das Glück.
Du fragest, wer am theuersten von beiden
Mir ist in diesem letzten Augenblick?
Ich nenne sie, die herben, trüben Stunden,
In diesen hab' ich dich und Gott gefunden.

Ernestine.

Die stille Magd.

Weile noch, stille Magd,
Harre noch, wenn es tagt
Kommt dein Gemahl;
Wohl erglänzt noch kein Stern,
Aber die Berge fern
Röthet ein Strahl.

Harre nur liebebang,
Wenn auch der Morgen lang
Scheuet die Nacht;
Trage des Kreuzes Schmach
Duldend dem König nach
Ewiger Macht!

Dir zu Lieb', stille Magd,
Hat er dem Thron entsagt,
Ward er zum Knecht;
Kind, das der Staub gebar!
Bring' ihm dein Opfer dar,
Gieb ihm sein Recht!

Baron Franz von Maltitz.

An Sie.

Nach Alphons de Lamartine.

O Du, die mir auf dieser Welt erschienen,
Des Himmels Tochter, Erdenpilgerin,
Du bist es, die mit klaren Engelmienen
Mir hat enthüllt des Lebens reinen Sinn.

O, mögest du mir ganz dein Räthsel lösen,
O nenn' mir Namen, Stand und Vaterland!
Ist deine Wiege hier bei uns gewesen?
Bist du dem Himmel nur allein verwandt?

Gehest Morgen du zurück zum ew'gen Leben,
Du lebensvoller, reiner Himmelsstrahl?
Wohnst du noch länger hier, wo eitles Streben
Sich trauernd müht in diesem dunkeln Thal?

Doch, was dein Stand auch sei, und Nam' und Wiege,
Ob von der Erde, ob aus Himmelshöh'n:
Gewähre, daß im reinen Tugendsiege
Nur dir der Hymnus meiner Lieb' ertön'!

Und wenn du denn, wie ich, hier mußt vollenden,
So sei mir Schutz und Schirm auf meinem Pfad,
Und gönne mir, wohin du dich magst wenden,
Den Weg zu küssen, den dein Fuß betrat.

Doch, wirst hinauf vor unsern Blick getragen,
Und grüßt ein Engelchor als Schwester Dich, —
Dann denk' an den, den während wenig Tagen
Du hier geliebt, — o! Heil'ge, denk' an mich!

Wilhelm Smets.

Erhebung.

An Marianna von M***

Deine Stirn vom Schleier keusch umhangen,
Ganz in Andacht deinem Gott ergeben,
Kamst du heut, das Brod zum ew'gen Leben
Aus des Freundes Händen zu empfangen.

Lieb' zu Jesus und ein heilsam Bangen
Wurden kund durch deines Herzens Beben,
Und des Geistes engelgleich Erheben
Bleichte, wie verklärt, die zarten Wangen.

„Wolle dich der Leib des Herrn behüten" —
Zitternd sprach's mein Mund, denn ich erkannte
Mich unwürdig, dir das Heil zu reichen;

Doch dein Anblick weckte neu die Blüthen
Heil'ger Hoffnung, daß ich mich ermannte,
Einst an Ruh' und Milde dir zu gleichen.

Wilhelm Smets.

Am Meere.

Das Grab, das meine Liebe dir erbaute,
Blickt auf den Strand,
Von deinem Todeshügel überschaute
Ich Meer und Land.

Die Erde schlief — wie unterm Leichensteine,
Dein Herz voll Gluth;
Doch stürmisch wogend, bebend wie das meine,
Hob sich die Fluth.

Gleich mir in meinen Schmerzen, meinem Sehnen
So hoffnungslos,
Bethaute fruchtlos sie mit ihren Thränen
Der Erde Schooß.

Da drang ein Hoffnungsstrahl durch Wolkentrümmer
Zu mir herab,
Mit Meer und Land verklärt Aurorens Schimmer
Mir auch dein Grab!

Baron Franz von Maltitz.

Täuschung.

Zwei heit're Frühlingsgrüße,
Sie haben schnell geweckt
Des Baumes Blüthensüße,
Das Veilchen, still versteckt;

Sie haben schnell erschlossen
Das Grab des Schmetterlings,
Gelocket tausend Sprossen
Aus allen Gründen rings.

Das war ein frohes Leben
Im lauen Lenzeshauch,
Ein Wirken und ein Weben
Im Menschenherzen auch.

Doch aus dem Norden schrecket
Ein Frost den Sonnenstrahl,
Des Schneees Schleier decket
Aufs neue Berg und Thal,

Und alle Blüthen sterben,
Der laue West entweicht,
Die Blumen all verderben,
Der Vogel schüchtern schweigt.

Ein Bild von meinem Leben,
Von meinem Herzen auch,
Ist mir im Frost gegeben
Nach flücht'gem Lenzeshauch;

Kaum dringt zu meinem Herzen
Der Freude Frühlingschein,
Das Leichentuch der Schmerzen
Hüllt gleich sie wieder ein.

Wilhelm Smets.

Schillers Glossirer.

Wie ich unter Städtern wall' und weine
Auf des Marktes kunstgerechtem Runde,
Find' ich unter so viel Seelen — keine,
Die da Kunde nähm von meiner Wunde;
So seit meines Werdens erster Stunde,
Steh ich in der Schöpfung All' alleine.

In der Schöpfung All' steh' ich alleine;
Find' ich für mein glühend Liebestreben
Nur Manier, die seelenlose — feine —
Dann, wo Felsenmassen sich erheben,
Klag' ich über eure Qual und weine —
Wenn mir die dann tröstend Antwort geben,
Träum' ich Seelen in die Felsensteine.

Seelen träum' ich in die Felsensteine;
Wie der Leichen blinkende Gebeine,
So umstehn mich stumm und starrend die,
Wann an ihnen ich vorüberzieh,
Möcht' ich Fühlung den Erstarrten geben,
Ich umarme sie, sie zu beleben —
Und umarmend küß' ich sie.

Steh' ich in der Schöpfung All' alleine,
Träum' ich Seelen in die Felsensteine
Und umarmend küß' ich sie;
Wo denn find ich, Wahrheit! dich, und wie?

Auf dem ewig festen Felsgesteine
Steht die eine Kirche da — die eine —
Aber nie umarm' und küß ich die!

Anton Passy.

Der Stock am Eisen.

O lieber Stock am Eisen,
Du warst ein Baum einmal:
Und unter Zweigen weilten
Die Wiener Bürger all.

Der Städter wohnt in Frieden
In hoher Häuser Nacht,
Seit dich hier anzuschmieden
Der Schlosser war bedacht.

Gleich einem müden Greisen
Was lehnest am Gestein,
O lieber Stock am Eisen
Wo hast die Zweige dein?

Es schaut der Mond herunter,
Der Stern auf Wolken hängt,
Die Nachtgespenster munter,
Der Mensch in Schlaf versenkt.

Wann Eule weint und Leiche
Hoch in den Winden saust:
Der Teufel naht zum Streiche
Die Axt in schwarzer Faust.

Er leget an die Zweige
Die Axt rothglühend an.
»O, spricht der Stock am Eisen:
Was hab' ich dir gethan?«

»Herr Gott! auf meinen Zweigen
Der Vogel dich lobpries« —
Der Teufel heißt ihn schweigen,
Nun tragt er ein Gebiß.

Der Städter liegt im Pflaume,
Kein Stern herunter guckt:
Die Seele von dem Baume
Durch alle Gassen spukt.

In schauerlichen Weisen
Der Vogel schreit herab:
»Es macht aus Holz und Eisen
Der Zimmermann ein Grab.«

Und die vorüberreisen,
Die schlagen Nägel ein;
O lieber Stock am Eisen,
Das ist die Rinde dein!

Oft schaun den Stock im Traume
Die kleinen Junker an:
»Wer zog, wer zog dem Baume
Die schwarze Rüstung an?«

Die Rüstung mußt' er nehmen —
Kein Nagel wird gespart:
Sonst müßt' er sich ja schämen,
Er ist, wie ihr, so hart. —

Anton Passy.

Die stärkste Mauer.

Der Kaiser Barbarossa
Beim Schwäher war als Gast
Zu Naumburg auf dem Schlosse,
Zu pflegen kurzer Rast.

Sein Schwäher der war Ludwig,
Der Eiserne genannt,
Von Thüringen und Hessen
Ein Landgraf wohlbekannt.

Dem Kaiser hat gefallen
Der Bau, so stolz und schön:
»Ihr habt da lieber Schwäher
»Ein Schloß, gar prächtig, stehn.

»So innen und so außen
»Von königlichem Schein,
»Wie glänzen hoch die Zinnen
»Wie schimmern Fenster drein,

»Wie wachsen fest die Quadern
»Aus tiefer Erd hinan,
»Wie streben Pfeiler, Thürme
»So luftig himmelan.

»Doch fehlet euerm Schlosse
»Zuletzt das Allerbest',
»Dem Feind zum Schirm und Trutze
»Die Mauern hoch und fest!«

Da that der Landgraf lachen,
Und sprach in frohem Muth:
»»Ich bau' euch in zwei Nächten
»»Die Mauer stark und gut.

»»In Thüringen und Hessen
»»Mögt keine andre seh'n,
»»Die also stolz und trotzig
»»Kann meinen Feinden stehn!««

Und scherzend sagt der Kaiser:
»So das mein Schwäher kann,
»Dann will ich ihn erst halten
»Für einen rechten Mann.«

Des andern Tages schickte
Der Graf zu Roß, und zu Fuß,
Nach seinen Mannen Bothen,
Mit Aufgebot und Gruß.

»Auf, Thüringer Vasallen,
»So hochgemuth im Land,
»Nach Naumburg sollt ihr ziehen
»In glänzendem Gewand.

»Mit euern blanken Helmen,
»Mit Wappenschild und Wehr,
»Und euern stolzen Bannern,
»Es gilt des Herren Ehr!«

Früh morgens hat gestanden
Zu Naumburg um das Schloß
In seinem Stahlgeschmeide
Manch edler Waffeng'noß.

Sie hielten in den Händen
Die Banner aufgerollt,
Die blanken Helme blitzten
So hell im Morgengold.

Vor jedem Ritter hielte
Ein Knappe ihm den Schild,
Drauf manches weit berühmte
Und edle Wappenbild.

Da führt der Graf den Kaiser
Heraus auf den Altan:
»Hab' ich mein Wort gelöset?
»Seht meine Mauer an!

»In Thüringen und Hessen
Möcht' ich die zweite seh'n,
»Die also stolz und trotzig
»Kann meinen Feinden steh'n.«

Und freudig sprach der Kaiser
Mit bieder'm Händeschlag:
»»Fürwahr, kein' beſſ're Mauer
»»Sah ich mein Lebetag.

»»So lang euch die umringet
»»Kein Schutz dem Schloß gebricht!««
Wie flogen stolz die Banner
Wie glänzt der Helm so licht!

Das ist der deutschen Lande
Uralter Stolz und Ruhm,
Die felsenfeste Treue,
Das wahre Ritterthum.

Georg Henner.

Romanze.

Es weidet dort im grünen Thal
Ein Hirt von hoher Art,
Die Schäflein, die er weidet, all
Sind weiß und fromm und zart.

Jüngst that nach einem irren Lamm
Er ängstlich suchen gehn,
Und stieg auf hohen Baumes Stamm,
Sich weit herum zu seh'n.

Er ist dem Lämmlein gar so gut,
Drum ruft und klagt er laut,
Und fürchtet sehr des Wolfes Wuth,
Der gierig längst geschaut.

»Und kommst du nicht, geliebtes Lamm,
»Und fühlst nicht meine Noth,
»So steig ich nicht herab vom Stamm,
»Und härme mich zu todt.«

Da bricht er Rosen von dem Baum
Und streut sie, krank und matt,
Hernieder auf den grünen Raum,
Dem Lamm zur Lagerstatt.

»Und bin ich nun im Tode bleich,
»Und kommt mein Lämmlein spät,
»Da ruht es doch auf Rosen weich,
»Die meine Hand gesät.«

»Ich habe dich so treu geliebt,
»So milde führt' ich dich;
»Du hast mich in den Tod betrübt,
»Die Liebe tödtet mich.«

»Fahr' wohl, du undankbares Lamm!
»Fahr' wohl, du treulos Herz!
»Und kommst du einst zu diesem Stamm,
»So denk an meinen Schmerz.«

Nun brach so trüb und lebenssatt
Des treusten Hirten Blick.
Da kam aus ferner Wüste matt
Das irre Lamm zurück.

Und als es seinen Hirten sah,
Da reut' es seine Flucht,
Da hat es weder fern noch nah
Mehr Weid' und Trank gesucht.

Es nährt sich von des Baumes Laub,
Daran sein Hirt erblich,
Es wählt gewelkten Rosenstaub
Zum weichen Lager sich.

Es scheut nicht Hitze, Dorn noch Kluft,
Nicht Frost noch rauhes Wehn.
Bis ihm der Hirt zur Weide ruft,
Wo treue Lämmlein gehn.

Luise.

Ephen und Eiche.

In des Haines Dunkel blühet
Eine Eiche kühn empor,
Ihres Hauptes Krone glühet
Röthlich aus dem Laub hervor,
Und die Zweige sehnend langen,
Lenzeswehen zu umfangen.

An dem Fuß der Eiche webet
Düster Ephen schwärzlich hin,
Ob er gleich im Dunkel lebet,
Strebet doch nach Licht sein Sinn;
Zu dem Baum am Maientage,
Haucht er sanfte leise Klage.

Laß mich nicht vergebens bangen
  Auf der Erde trübem Schooß,
Sterben, oder dich umfangen,
  Ist allein des Herzens Loos,
Kann ich nicht das Glück erreichen,
Muß ich noch im Lenz erbleichen.

Schwach zwar ist nur mein Getriebe,
  Der Zerstörung schnell geweiht,
Aber Kraft leiht mir die Liebe,
  Treue Unvergänglichkeit,
Fest will ich mich an dich ranken,
Und in keinem Sturme wanken.

Da gerührt vom leisen Flehen
  Neigt der Baum die Zweig' alsbald,
Zu den lichten goldnen Höhen
  Hebt er ihn mit Kraftgewalt,
Alle hohen schönen Gaben,
Soll er nur um Liebe haben.

Und als er mit des Frühlings Grüßen,
  Mit des Sommers heißem Brand,
Alle Wonnen ihn verließen,
  Und des Laubes Schmuck verschwand,
Seine Sänger ihm entflogen,
Und die Weste heimwärts zogen,

Da nur hielt mit allen Trieben
  Epheu an dem Baume fest,
Flüsternd: »treu bin ich geblieben,
  Ob dich alles auch verläßt;
Fliehn des Lebens Herrlichkeiten,
Liebe währt durch alle Zeiten.«

Agnes.

Der rechte Bau.

Eine Inschrift, die ich an einem Bauernhause in Ober-Oesterreich fand.

Auf die Welt, so bunt,
Schaun die Englein herunt,
Und bedauern die Menschen, daß sie bauen so fest,
Und seind doch auf Erden nur Gäst!
Und im Himmel, wo die ewigen Freuden sein,
Da bauen die Menschen so wenig hinein!

Der Mutter Winterabendlied.

Schlaf ruhig, schlaf ruhig, lieb' Söhnlein mein!
Die Mutter bewacht dich beim Lampenschein
Und wieget dich ein in die selige Ruh,
Die Engelein lächeln gar milde dir zu.

Schlaf ruhig! denn draußen, sieh! flocket der Schnee,
Die Hütten durchwandert Frost und Weh;
Doch du bist geborgen und selig und froh,
O! bliebe es immer und immer dir so!

Die Thränen vom Aeuglein dir fließen schnell,
Ich trockne sie, Lieber, dir auf der Stell',
Die Thräne des Lebens, sie liegt dir nicht fern,
O! könnt' ich sie trocknen, wie thät ich's so gern!

D'rum schlummre sanft, bis der Tag wird wach.
In's Kämmerlein scheint dir die Sonn' bald nach,
Mußt lassen den Schlummer, mußt enden den Traum,
Betreten des Lebens verworrenen Raum!

Guido.

Der Mutter Weihnacht.

Nach dem Französischen des ehrw. Trappisten P. Joseph Maria*).

Die Stürme toben durch die Nacht,
Das dürre Laub entführt ein Wirbelwind,
Indeß die Mutter kummervoll noch wacht'
Am Schmerzenslager bei dem einz'gen Kind.
Still weint sie unterm stillen Dach,
Sie klagt nicht laut, von Schmerzen bleich;
Verlassen, ach, von Arm' und Reich,
Fragt Niemand ihren Thränen nach.
Doch grollt sie nicht des Höchsten Spruch,

*) P. Joseph Maria, aus dem ungarischen Geschlechte der Freiherrn von Geramb, war bekanntlich früherhin Kämmerer Sr. k. k. Maj. und Oberst eines Husarenregiments.

Sah sie auch alle Freunde fliehn,
Und müsst' ihr Kind ins Leichentuch
Sie selber hüllen, ach, — ihr einz'ges Kind! . . .
Da sinkt sie überwältigt hin.

Doch plötzlich tönet Glockenklang
Um Mitternacht, und rufet zum Gebet;
»Christ ist geboren!« schallt's wie Engelsang,
Und Jung und Alt des Dorfs zum Kirchlein geht.
Es ist die keusche sel'ge Nacht,
Die uns in Jakobs Sternenbild
Das hehre Gotteskind gebracht,
Den Friedensfürsten, stark und mild.
Durch Kummers Nacht auch jetzt noch bricht
Des heil'gen Sternes Wunderlicht,
Und wie ins Herz der Mutter tönen
Die Glockenklänge, fühlt sie bald
Die Liebe Gottes ihren Schmerz versöhnen.

Und Gott sie still ihr Kind empfiehlt,
Eilt dann zum Kirchlein, dessen Licht ihr winkt,
Und seufzend vor Maria's Bild
Sie gläubig flehend niedersinkt:
«O Jungfrau, du, des Ew'gen Braut,
Fürsprecherin, der gerne sich
Der Christ in seiner Noth vertraut,
O heil'ge Mutter, bitt' für mich!
Blick' huldvoll heut' auf mich herab,

Beschütz' mein Kind, das Gott mir gab;
Du fühltest ja, wie ich, der Mutter Angst,
Als du um deinen Sohn, und Er war Gott!
Im stummen Schmerz die Hände rangst.»

«Beschirme in der Nöthen Drang
Die Arme, welcher jeder Schutz entpfloh'n,
Vom Munde meines Kindes klang
Der Name kaum von deinem Sohn,
Der ja auch deine Stütze war.
O trenne mich von meinem Kinde nicht! . . .
Ich hör' sein Jammern, ach! mich ruft die Pflicht!
Doch mein Gelübde lösend leg' ich hier
Des Kleinen Wiege bei des Frühroths Helle
Zum Dank in deine heilige Kapelle.» —
Sie spricht's, und eilt in des Vertrauens Ruh
Am Weihnachtsmorgen ihrer Hütte zu.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Doch bei des jungen Frühroths Helle
Ging sie nicht wieder zur Kapelle . . .
Und als der Abend neigt ins Thal,
Die Grabeskerzen trüb und fahl
Erhellten matt den dunkeln Chor,
Und durch des Friedhofs enge Thor
Trug unter Thränen man den Sarg,
Der jene Mutter, und in ihrem Arm,
Den frühverklärten Säugling barg.

Wilhelm Smets.

Die Insel der Seligen.

Es mahlt sich in der See krystallnem Spiegel
Ein Eiland still in majestät'scher Pracht:
Im ew'gen Grün erblüh'n die stillen Hügel,
Und in den Thälern weilt mit lichtem Flügel
Ein ew'ger Lenz; die ganze Insel lacht.

Die Menschen sind durch Eintracht fest verbunden,
Und Liebe knüpft ein allgemeines Band. —
Hier hab' auch ich Erquickung oft gefunden,
Wenn alle Lebensfreuden mir entschwunden
Hier in der Erde ödem Pilgerland.

Und in der Mitte liegt auf einem Hügel
Ein Tempel, schön, von majestät'schem Bau;
Er spiegelt klar sich in des Meeres Spiegel,
Um seine Zinnen weilt des Adlers Flügel,
Sein Gipfel ragt in's reine Aetherblau.

Geöffnet sind hier Tag und Nacht die Hallen,
Und Glockenklänge tönen durch das Thal;
Und Schaaren andachtsvoller Pilger wallen,
Ein heil'ger Glaube, Eine Liebe Allen,
Und Aller Einer Hoffnung Sonnenstrahl.

Gestärkt kehrt' ich von dort in's wilde Leben,
Und dachte an des schönen Eilands Glück;
Und wenn Gefahren wieder mich umschweben,
Ist auch verkannt mein heiligstes Bestreben,
Sehn' ich zum schönen Eiland mich zurück.

Eduard Michelis.

Feierabend.

Reine, helle Aetherbläue,
Goldner Sterne ew'ge Pracht;
Heller leuchtend glüht die freie
Lebensfackel angefacht.
Auf der Seele klarem Spiegel
Schwingt sich des Gedankens Flügel.

Wolken treiben hin und her
Auf dem Meer;
Und das Schiff, auf hohen Wogen
Von den Fluten fortgezogen,
Steuert seinem Hafen zu
Durch den Drang empörter Wellen,
Welche schäumen, welche schwellen,
Strebt es an des Hafens Ruh.

Stiller Feierabend, schöne
Zeit, wo sanfte Ruhe winkt;
Froher Glocken Feiertöne,
Friede, der herniedersinkt!
Schönes Bild von jenem Frieden,
Der uns Pilgern einst beschieden!

Eduard Michelis.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

X I 90

C. Naumann, Frkfrt. a/m.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coelestina ein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen

Aschaffenburg 1837

P.o.germ. 236 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106908-0